

Der Westpreuße

Begegnungen mit einer europäischen Kulturregion



UNSER
DANZIG

75. Jahrgang Heft 3 Herbst 2023 € 9 (D) 35 zł (PL)



Westpreußen-FOKUS

Lebensläufe zwischen den Nationen

EINE FEINE GESELLSCHAFT

Schmuggel in der Freien Stadt Danzig

AUS DEM INHALT

VORSPANN

- 3 vorab
- 4 Auf ein Wort

PANORAMA

- 6 Ein neues Kapitel in der Geschichte der Haffuferbahn
- 7 1. Felix-Dueball-Memorial in Jastrow

Westpreußen-FOKUS

8-19 LEBENSLÄUFE ZWISCHEN DEN NATIONEN

AUSSTELLEN UND ERFORSCHEN

- 20 Großbürgerliche Wohnkultur in einem mondänen Badeort
- 23 Die afrodeutsche Familie von Mandenga Diek aus Danzig
- 25 Versöhnung durch Wahrheit

GESCHICHTE UND KULTUR

- 28 Schmuggel in der Freien Stadt Danzig – Ein ausgeblendetes Kapitel der Alltagsgeschichte
- 33 Der Maler Hermann Schaper und die Marienburg
- 36 Einmal über das Gewohnte hinaus – Vor 150 Jahren wurde der Architekt Alexander Beer geboren
- 40 IN DEN BLICK GENOMMEN *Polnischer Abgang* von Mariusz Hoffmann und *Aleksandra* von Lisa Weeda

POLITIK UND GESELLSCHAFT

- 43 Verstehen und Verständigung: Bundestagspräsidentin a. D. Rita Süßmuth im Gespräch

RUBRIKEN

- Anzeige für den *Westpreußen-Kalender* 2024 (5)
- Neuerscheinungen (46)
- Impressum / Autorinnen und Autoren (47)
- Zum guten Schluss (48)

TITELBILD

Blick über das Ordenschloss Mewe hin zur Weichsel

FOTO: PATRYK KOSMIDER / DEPOSITPHOTOS.COM

PASSWÖRTER für die digitalen Fassungen der letzten drei Westpreußen-Ausgaben:

- 📖 Frühjahr 2023: heft-1-2023-nc0
- 📖 Sommer 2023: heft-2-2023-jiw
- 📖 Herbst 2023: heft-3-2023-kuv

6



Per Pedale am Haff entlang



Zu Besuch bei den Claaszens



Die Danziger Familie von Mandenga Diek



Schmuggel – zwischen Kriminalität und Volkssport



Hermann Schapers Werke für die Marienburg



Rita Süßmuth im Gespräch

8



Joanna Szkolnicka schildert das Leben und Schaffen des Elbinger Privatgelehrten **Heinrich Nitschmann**, der über etliche dichterische, schriftstellerische und musikalische Begabungen verfügte und – vom anwachsenden Nationalismus unbeirrt – **ein Freund und Vermittler der polnischen Sprache und Literatur** war.

12

Der bedeutende Chirurg Ludwig Riediger bzw. Ludwik Rydygier wird von Mariusz Balcerek porträtiert. Dabei kommen die herausragenden Leistungen dieses Mediziners zur Sprache, und zugleich zeigt sich dabei, wie Rydygier – **geboren als Deutscher, gestorben als Pole** – seinen Weg zwischen den beiden Nationen gefunden hat.



16



Die Frage, ob ein Mensch »zu deutsch« oder »zu polnisch« sei, müsste einem Christen im Grunde abwegig erscheinen. **Der katholische Theologe Franz Sawicki** ist nach dem Wiedererstehen des polnischen Staates in dieses Dilemma geraten und wurde folgerichtig, wie Barbara Wolf-Dahm erläutert, **ein Versöhner zwischen allen Stühlen**.

vorab

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

heute müssen wir mit zwei Bemerkungen in **eigener Sache** beginnen. Zum einen ist uns in der letzten Nummer ein bedauerlicher Fehler unterlaufen: Durch mehrere aufeinanderfolgende Layout-Bearbeitungen ist beim Beitrag über die *Historischen Technikanlagen auf der Marienburg zur Zeit Conrad Steinbrechts* bedauerlicherweise der Name des Verfassers »verschunden«. Diesen Fauxpas wollen wir gerne wiedergutmachen und deshalb an dieser Stelle ausdrücklich darauf hinweisen, dass der genannte Artikel von **Artur Dobry** stammt (der im Verzeichnis der Autorinnen und Autoren jenes Heftes auch korrekt vorgestellt worden war). Besonders erfreulich ist dabei, dass wir unsere Zusammenarbeit trotz des Versehens fortsetzen können; denn schon in dieser Ausgabe finden Sie einen weiteren Beitrag von Artur Dobry, in dem er Hermann Schapers Schaffen in der Marienburg thematisiert.

Die zweite Bemerkung betrifft die viel zu späte Auslieferung dieses Heftes, die wir ebenfalls nicht stillschweigend übergehen wollen. Auch wenn ein Magazin wie *Der Westpreuße* nicht unbedingt zur Aktualität verpflichtet ist, sollten mehrwöchige Verzögerungen möglichst vermieden werden. Da uns dies leider nicht gelungen ist, möchten wir Sie dafür ausdrücklich um Nachsicht bitten und Ihnen zugleich für Ihre Geduld danken.

Dabei hoffen wir freilich, dass Sie der Inhalt dieses Heftes für das lange Warten ein wenig entschädigt, denn wir haben uns bemüht, »Westpreußen« wieder aus unterschiedlichen Perspektiven zu betrachten und den Blick auf Phänomene zu richten, die bislang noch kaum erschlossen worden sind. Dazu gehört gewiss die Geschichte der afrodeutschen Familie von Mandenga Diek; deren Mitglieder konnten bis 1933 als geachtete Mitbürger in Danzig leben und wurden dann in den bedrohlichen Strudel hineingezogen, den die Rassen-Ideologie der Nationalsozialisten unweigerlich erzeugte. Desgleichen ist bislang weitgehend ausgeblendet geblieben, welche nicht unerhebliche Bedeutung dem Schmuggel im Danzig der Zwischenkriegszeit zugekommen ist.

Darüber hinaus laden wir Sie ein, das **MUSEUM VON ZOPPOT** genauer kennenzulernen, das längst verdient hätte, bei Reisen in die Dreistadt noch häufiger als Besuchsziel berücksichtigt zu werden; und nicht zuletzt sind wir froh, dass uns Bundestagspräsidentin a.D. Rita Süßmuth in einem ausführlichen Gespräch authentische Einblicke in die Deutschland- und Ostpolitik der vergangenen Jahrzehnte gegeben hat.

Es würde uns freuen, wenn auch dieses Heft bei Ihnen eine gute Resonanz fände und Ihnen wieder eine abwechslungsreiche Lektüre böte. – In diesem Sinne bleiben wir mit den besten Wünschen für die kommenden Wochen sowie

mit herzlichen Grüßen
Ihre DW-Redaktion

AUF EIN WORT

FOTO: PETER EIGEN



Von Gesine Schwan

Heimat – eine immer aktuelle Sehnsucht

DAS WORT »HEIMAT« löst immer wieder politischen Streit aus. Man verbindet damit Vorstellungen von einem Ort in einer Welt, die noch heil war, wo man geboren wurde, zusammengehörte und sich zugehörig fühlte, wo alles vertraut war, wo man sich kannte, wo keine Fremden herumliefen, die einem beunruhigend vorkamen, ein Ort, über den man schöne Jugenderinnerungen pflegt und der sich eigentlich nicht ändern darf, weil er dann nicht mehr richtig Heimat wäre. Heimat – ein Ort, den es nie gab?

Im Christentum verbindet man mit dem Wort auch den Begriff »Das Himmlische Jerusalem«. Er steht für Frieden, Gerechtigkeit, für Utopie.

Viele Menschen haben im 20. Jahrhundert vor allem in der Folge des Zweiten Weltkrieges ihre Heimat verloren. Das wurde – jedenfalls in Deutschland – zu einem lang andauernden und emotional aufgeladenen politischen Thema. Es berührte die Beziehungen zu Polen und zur damaligen Tschechoslowakei grundlegend. Dieser Streit ist jetzt abgeklungen. Die Anerkennung der Oder-Neiße-Grenze als westliche Grenze Polens ist in Deutschland nicht mehr umstritten, Flucht und Vertreibung wurden zu Themen vielfältiger geschichtspolitischer Diskussionen und Ausstellungen.

Seit einigen Jahren hat die Kontroverse um das Wort Heimat allerdings neue Bedeutungen an ihm hervortreten lassen. Es geht um die Veränderung unserer Länder und Kommunen durch die Migration, auch aus fernen Ländern. Viele nahmen sie am Anfang als vorübergehende Erscheinung wahr, aber mehr und mehr setzt sich die Erkenntnis durch, dass viele Menschen, die von weither kommen, in Deutschland oder Europa bleiben und zu mehr sichtbarer Vielfalt aus sehr unterschiedlichen Herkunftsfamilien führen. Spontan reagieren darauf viele Bürgerinnen und Bürger verunsichert, weil sie zum Beispiel in einer abends verwaisten Innenstadt nur noch »Fremde« sehen und sich fragen, ob ihre Stadt noch ihnen gehört, noch ihre Heimat ist.

Umgekehrt leiden viele Geflüchtete oder Arbeitsmigranten darunter, dass sie ihre Heimat verlassen mussten. Sie sehnen sich eben auch nach ihrer Heimat. Und wenn sie sich abends in einem verwaisten deutschen Stadtzentrum befinden, fühlen sie sich ebenfalls nicht wohl. So stoßen zwei Frustrationen aufeinander, deren Ursprung dieselbe Sehnsucht nach Heimat ist.

Das hat inzwischen in Deutschland und in Europa zu einer spürbaren, auch aggressiven politischen Bewegung geführt, deren Anführer und Anhänger auf eine erneute Trennung, eine Segregation der verschiedenen Herkunftsfamilien pochen. Sie rufen »Deutschland den Deutschen« und in Anlehnung an Donald Trump »Deutschland zuerst«. Sie fühlen sich im eigenen Land nicht mehr als »Herr im Haus« – »Frau im Haus« oder gar Hausfrau hört man hingegen weniger ...

Die Aggressivität nimmt zu, manche meinen, man müsse dagegen das Wort Heimat aus dem Verkehr ziehen, um zur Ruhe zu kommen. Ich teile diese Meinung nicht. Vielmehr führt es uns weiter, wenn wir die Ängste und Enttäuschungen auf allen Seiten ernst

nehmen: Viele Einheimische sorgen sich vor den Fremden, weil sie sie nicht kennen und auch rein sprachlich oft nicht verstehen. Wenn sie sich nicht mehr in der klaren Mehrheit fühlen, reagieren sie verstört, abweisend oder aggressiv. Die Fremden spüren diese Abwehr, die sich ja auch oft massiv manifestiert, und reagieren ihrerseits negativ, weil sie sich als Menschen nicht anerkannt fühlen.

Ich glaube, es gibt eine Möglichkeit, diese Hürden zwischen Menschen, die sich alle nach Heimat sehnen, zu überwinden. Sie liegt darin, dass die Einheimischen mehr daran teilhaben können, wo und wie Migranten aufgenommen werden, und dass Migranten darüber mitbestimmen können, an welchem neuen Ort sie ihr Leben fortführen wollen. Damit würde ein bedeutsamer Stolperstein, der Ärger darüber, eine wichtige Entscheidung einfach übergestülpt zu bekommen, weggeräumt. Menschen könnten sich kennenlernen, gemeinsam essen und trinken, sportliche oder kulturelle Unternehmungen starten, voneinander lernen.

Wenn sie dann in einem zweiten Schritt gemeinsam über die Zukunft dieses Ortes beraten, lernen sie sich noch besser kennen und treffen sich in ihrem Engagement für ihren Wohnort. Heimat ist dann nicht nur der Ort, aus dem man kommt, wo man seine Kindheit verbracht hat, sondern mehr und mehr auch der Ort, der einem vertraut ist und mit dem man sich identifiziert, weil man ihn gemeinsam gestaltet. Seit der antiken Philosophie wissen wir, dass ein gemeinsames Werk verbindet; denn man hat seine Ideen, seine Energien und seine Fantasien in dieses Werk gesetzt, man identifiziert sich mit ihm.

Ein solches Verständnis von Heimat, das auch in die Zukunft, nicht nur in die Vergangenheit gerichtet ist, wäre einer globalen Situation angemessen, in der Migration auf absehbare Zeit zu uns gehören wird. Der Rückfall in einen aggressiven Nationalismus oder Rassismus könnte überwunden werden durch eine stärkere Rolle der Kommunen, die eine partizipatorische Politik zum Anfassen ermöglichen und die Bürgerinnen und Bürger einander näherbringen.

Auch für die Zukunft der Europäischen Union bietet diese Perspektive neue Chancen, denn es ist offensichtlich: Die EU ist von Nationalstaaten gegründet, aber diese geraten mehr und mehr in den Strudel nationaler Machttaktiken und Konkurrenzen. Das unterminiert die für die EU unverzichtbare Solidarität, die zwischen Bürgerinnen und Bürgern in Städten und Kommunen besser gedeiht als zwischen Staaten, die überwiegend auf die Interessen der jeweiligen Regierungen hin ausgerichtet sind.

Machen wir unsere Städte und Kommunen also zu unseren Heimen, die sich durch Teilhabe europäisch und global öffnen und gerade dadurch füreinander großzügig Zugehörigkeit und Vertrautheit schaffen können!

st

Prof. Dr. Gesine Schwan ist Vorsitzende der SPD-Grundwertekommission und Präsidentin der *Berlin Governance Platform* sowie zuvor, von 1999 bis 2008, der Europa Universität Viadrina in Frankfurt (Oder). Die Politikwissenschaftlerin war von 2004 bis 2009 Koordinatorin der Bundesregierung für die deutsch-polnische Zusammenarbeit. Zuletzt erschien von ihr: *Warum ich die Hoffnung nicht aufgebe*. Ein Gespräch mit Holger Zaborowski (Patmos, Ostfildern 2023).

MIT ZWÖLF WESTPREUSSEN-MOTIVEN DURCH DAS JAHR 2024



Der neue WESTPREUSSEN-KALENDER 2024 präsentiert die Vielfalt des unteren Weichsellandes:

- ☞ 13 zweiseitig bedruckte Blätter mit Spiralbindung und Aufhänger, davon
- ☞ 12 Kalenderblätter mit großformatigen Ansichten von Baudenkmälern und Naturschönheiten, die den Betrachter stimmungsvoll durch das Jahr begleiten,
- ☞ zu jedem Foto auf der Rückseite eine Erläuterung.

Der Kalender ist vorzüglich als Geschenk für Freunde und Partner auch in Polen geeignet: Die Monatsnamen und Kommentare erscheinen zweisprachig.

Im **Format DIN A4** kostet der Westpreußen-Kalender **€ 11,80** (inkl. MwSt., Porto und Verpackung)

im **Format DIN A3** kostet er weiterhin **€ 19,80**,

- bei Einzelbestellungen eines Kalenders kommt eine Versandkosten-Pauschale von **€ 3,-** hinzu,
- bei der Lieferung mehrerer Exemplare berechnen wir zusätzlich zum ausgewiesenen Bestellwert die effektiv entstehenden Portokosten sowie eine Verpackungspauschale von **€ 1,50**.

Bestellungen erbitten wir

per Telefon: 02506/3057-50

per E-Mail: info@westpreussische-gesellschaft.de

per Post: Westpreußische Gesellschaft

Mühlendamm 1, 48167 Münster-Wolbeck

oder über das Internet-Formular: der-westpreusse.de/kalender2024

Diejenigen, die den *Westpreußen-Kalender 2024* als Leser des *Westpreußen* erhalten und bezahlt haben, brauchen **nicht zu bestellen**, weil wir ihnen wieder ein Exemplar im DIN A4-Format **automatisch zusenden**. – Wenn Sie diesmal allerdings **keine Lieferung** wünschen oder **statt des DIN A4-** lieber einen **DIN A3-Kalender** erhalten wollen, bitten wir Sie, uns von Ihrer **Um- oder Abbestellung umgehend, spätestens bis zum 17. November**, in Kenntnis zu setzen.

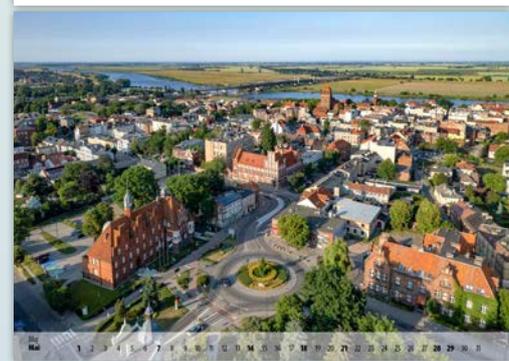


WESTPREUSSEN-KALENDER 2024

Dolina Dolnej Wisły



Auslieferung
ab dem
23. November



Bei Bestellung einer größeren Anzahl von Exemplaren gewähren wir auf beide Formate **Preisnachlässe** von 10 % (ab 5 Stück) bzw. bei größeren Mengen nach Absprache.



Ein neues Kapitel in der Geschichte der Haffuferbahn

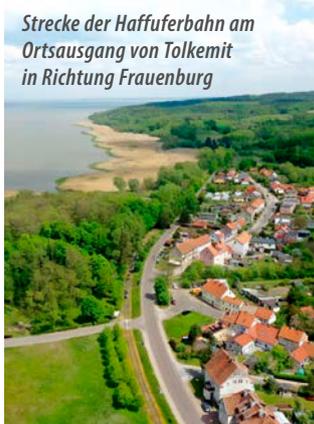
Seit Mai dieses Jahres können Touristen wieder mit der Haffuferbahn fahren – allerdings nur auf einer Teilstrecke und auch nicht in einer »richtigen« Eisenbahn: Ein privates Unternehmen hat den Betrieb der Linie übernommen und bietet dort jetzt Fahrten mit Rad-Draisinen an. Diese außergewöhnliche Attraktion lockt inzwischen schon etliche Touristen an die Küste des Frischen Haffs.

Die historische Strecke von Elbing nach Braunsberg ist eine der schönsten Eisenbahnstrecken im heutigen Nordpolen. Sie verläuft entlang dem Ufer des Frischen Haffs und bietet die Möglichkeit, sowohl das Haff als auch die wundervolle Landschaft der Elbinger Höhe zu bewundern.

Diese Eisenbahnlinie wurde Ende des 19. Jahrhunderts gebaut und diente mehr als hundert Jahre lang als zentrales Verkehrsmittel der Region. Aufgrund ihrer schönen Lage erfreute sie sich in der Reisezeit besonders großer Beliebtheit; dann brachten die Züge die Fahrgäste zu den zaubernden Ortschaften am Haff wie Sucasie, Panklau, Tolkemit oder Frauenburg. Auf demselben Schienenweg gelangte auch Kaiser Wilhelm II. zu seiner Sommerresidenz in Cadinen.

Die attraktiven Reize der Haffuferbahn wurden in einem Reiseprospekt aus dem Jahre 1926 folgendermaßen beschrieben:

Die Haffuferbahn erschließt das landschaftlich schönste Gebiet Ostpreußens. Sie hat ihren Ausgangspunkt in Elbing-Haffuferbahnhof und führt, auf langer Strecke dicht am Ufer des Frischen Haffes liegend, über Haffschlösschen, Cadinen, Tolkemit,



Strecke der Haffuferbahn am Ortsausgang von Tolkemit in Richtung Frauenburg

ALLE FOTOS: NKD

Frauenburg nach Braunsberg mit Anschluß an die Reichsbahnstrecke Elbing-Königsberg. In rasch wechselnder Folge ziehen immer wieder neue Bilder von eigenartiger Schönheit vor den Augen des Reisenden vorüber. Auf der einen Seite das Frische Haff, eine spiegelblankte, weitreichende Wasserfläche, belebt von Fischerkähnen bei ruhiger Luft, ein wildwogendes Meer mit schaumbekränzten Wellen schon bei schwachem Wind, abgeschlossen von den grün bewachsenen Anhöhen der Frischen Nehrung. Auf der anderen Seite satte Wiesen und hoch ansteigende Waldhänge, tief eingeschnittene Schluchten und stillfeierliche Buchenwälder in sich bergend, abwechselnd mit lieblich eingestreuten Dörfern und alten Städtchen mit hochstrebenden Türmen.

Das wirtschaftliche Rückgrat der Haffuferbahn bildete freilich der ganzjährige Betrieb im Personen- und Güterverkehr. Diese Aufgaben wurden im Laufe der Jahre aber zunehmend von Personen- und Lastwagen

übernommen, so dass sich die Bahn letztlich als unrentabel erwies. Deshalb musste der Betrieb der Strecke im Jahr 2006 eingestellt werden. Eine Zeitlang wurden Touristen zuweilen noch einige wenige Fahrten angeboten; schon seit Jahren war der Zugbetrieb jedoch völlig zum Erliegen gekommen.

In diesem Jahr jedoch haben sich nun neue Perspektiven eröffnet: Eine Gruppe von Unternehmern – und zugleich natürlich Eisenbahn-Enthusiasten – gründete die Gesellschaft NADZALEWOWA KOLEJ DREZYNOWA (NKD), die auf einem Teilstück der früheren Strecke als »Haffufer-Draisinenbahn« ihren Betrieb aufgenommen hat. Die ersten Fahrten fanden im Frühjahr – zum 124-jährigen Jubiläum der Haffuferbahn – statt. Rad-Draisinen sind speziell konstruierte, auf Schienen laufende Fahrzeuge, die wie bei einem Fahrrad durch Muskelkraft angetrieben werden. Eine Draisine bietet bequem Platz für vier bis fünf Personen.

Derzeit ist es möglich, zwei Strecken zu nutzen: einesteils von Tolkemit bis nach Wieck Forsthaus und zurück mit insgesamt 8,6 Kilometern, die in einem gemütlichen Fahrstil zurückgelegt werden können, sowie andernteils von Frauenburg nach Wieck Forsthaus und zurück, eine Distanz von insgesamt 14,6 Kilometern, die etwas stärkere sportliche Aktivität erfordert. Diese beiden Routen lassen sich in eineinhalb bzw. in knapp zwei Stunden bewältigen, es finden pro Tage jeweils vier Fahrten statt und für die beiden Teilstücke stehen zehn bzw. 15 Draisinen zur Verfügung. Die Fahrtkosten belaufen sich gegenwärtig auf 120 PLN pro Draisine.



Die beiden Draisinen-Strecken von Tolkemit bzw. Frauenburg jeweils nach Wieck Forsthaus



1. Rad-Draisinen im Bahnhof von Tolkemit



2. Vor der Abfahrt der zehn Draisinen in Tolkemit



3. Auf der Strecke

Die jetzt für den Verkehr freigegebenen Partien gehören zu den besonders malerischen Abschnitten der früheren Zugstrecke. Überdies verfügen die beiden Startpunkte über Hafenanlagen, so dass sie von den regelmäßig verkehrenden Ausflugsschiffen aus Kahlberg – und damit für die Urlauber auf der Frischen Nehrung – direkt zu erreichen sind. In der Nähe der Station Wieck Forsthaus, befindet sich der sogenannte Heilige Stein (*Święty Kamień*), ein etwa 30 Meter vom Ufer entfernt liegender



mächtiger Findling. Der Legende nach soll er den heidnischen Prußen als Altar gedient haben. Hier findet für beide Gruppen jeweils eine kurze Rast statt.

Da das neue touristische Angebot von den Urlaubern anscheinend angenommen wird, schließt die Betreiberfirma NKD keinesfalls aus, die Strecken in Richtung Elbing bzw. Braunsberg zu erweitern. **st**

Magdalena Pasewicz-Rybacka

➔ Reservierungen und weitere Informationen: nadzalewowa.pl



1. FELIX-DUEBALL-MEMORIAL IN JASTROW

In Jastrow (Jastrowie), dem Geburtsort von Felix Dueball (den *DW* in der vorhergehenden Ausgabe ausführlich vorgestellt und gewürdigt hat), fand am 13. und 14. Mai dieses Jahres das »1. Felix-Dueball-Gedenkturnier« statt.

DIE INITIATIVE sowie die vorbereiteten ausführlichen Recherchen sind Rafał Figiel zu verdanken, einem Priester aus Schneidemühl. Er nahm Kontakt zur Stadt Jastrow und zum Polnischen Go-Verband

auf, weil er die Idee hatte, eine Ausstellung zum Leben und Wirken des deutschen Go-Enthusiasten und Förderers des Spiels zu veranstalten und mit einem Turnier zu verbinden.

Das Kulturzentrum der Stadt stellte die Räume zur Verfügung, die Direktorin, Karolina Frączek, sowie deren Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter unterstützten die Veranstaltung äußerst entgegenkommend und empfingen auch die vierköpfige Berliner Delegation mit großer Herzlichkeit. Zu ihr gehörte neben Dr. Martin Sattelkau und dem Autor dieses Beitrags auch Günter Cieřow und seine Frau Inge. Der Letzgenannte war Schüler von Felix Dueball gewesen, hatte 1960 den Europameistertitel errungen und war 2011 mit einer Dueball-Biographie hervorgetreten (die auch eine wesentliche Quelle für den genannten *DW*-Beitrag gebildet hatte). Günter Cieřow konnte somit ausführlich über die Entstehung des Berliner Go-Klubs, die Entwicklung der intensiven japanisch-deutschen Freundschaft, die schwere Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg und die ersten Europäischen Go-Kongresse berichten.

Am Turnier nahmen 16 Go-Spielerinnen und Go-Spieler teil, unter ihnen auch

der Präsident des Polnischen Go-Verbandes, Maksym Wałaszewski, sowie Wojciech Szychowiak aus Bromberg, der zugleich das Turnier leitete. Als deutscher Teilnehmer ist Klaus Knüpfer zu erwähnen, der in Neuendorf (Wiselka) auf Wollin ein polnisch-deutsches Go-Zentrum aufbaut.

Das Turnier verlief in sehr harmonischer Atmosphäre mit Zeit für Gespräche zwischen den Partien und Spaziergängen in der Stadt. Den Turnier-Sieg errang Karol Cieslak, 3 Dan, vor Maksym Wałaszewski, 3 Dan, und der jungen Marianna Szychowiak, 2 Kyu; geehrt wurden die Preisträger im Rahmen einer eindrucksvollen Abschlussfeier, bei der der Bürgermeister der Stadt, Piotr Wojtiuk, eine Ansprache hielt.

Nach dieser höchst erfolgreichen Veranstaltung können sich die Go-Spieler der Region berechnete Hoffnungen machen, dass sich 2024 eine noch größere Zahl von Interessentinnen und Interessenten einfinden wird und sich das Format der jährlichen Felix-Dueball-Gedenkturniere in Jastrow fest etablieren lässt. **st**

DW auf der Grundlage eines Berichts von Andreas Urban (dem Ersten Vorsitzenden des Go-Verbandes Berlin)



Wojciech Szychowiak, der Leiter des Turniers



Nach dem Turnier (v.l.n.r.): Dr. Martin Sattelkau Mda, Karolina Frączek, Andreas Urban, Piotr Wojtiuk, Rafał Figiel und Turnierteilnehmer

HEINRICH NITSCHMANN AUS ELBING –

ein Freund und Vermittler der polnischen Sprache und Literatur

Von Joanna Szkolnicka

Als Heinrich Nitschmann im Jahre 1905 einen Tag nach seinem 79. Geburtstag in Elbing verstarb, war er eine im Kulturlieben der Stadt hochgeschätzte Persönlichkeit. Er hatte sich als vielfach begabter und umfassend gebildeter Privatgelehrter, als Polyglott, Dichter, Schriftsteller, Musiker und Komponist einen Namen gemacht. Insbesondere aber war er als Übersetzer hervorgetreten, der sich mit Nachdruck darum bemühte, seinen deutschen Zeitgenossen die polnische Sprache und Literatur zugänglich zu machen.

Wie ist es dazu gekommen, dass Heinrich Nitschmann, der aus einer anerkannten und wohlhabenden Juristen-Familie stammte und Sohn eines Gerichtsrates in der westpreußischen Stadt Elbing war, zu einem »Vorgänger von Carl Dedecius« (wie ihn Krzysztof Kuczyński genannt hat) bzw. (mit einer Formulierung von Friedrun Keltsch-Rączka) zum »Brückenbauer im Zeitalter der Nationalbewegungen« geworden ist?

Biographie eines »Rentiers«

Der Weg dorthin war ihm von seiner Herkunft her nicht vorgezeichnet. Heinrich Eduard Nitschmann erblickte das Licht der Welt am 26. April 1826 in Elbing als Sohn von Heinrich Leopold Nitschmann und seiner Ehefrau Kristine Florentine, geb. Wernich. Er hatte eine zwei Jahre ältere, von ihm innig geliebte Schwester, die Auguste hieß (mit vollständigen Vornamen Johanna Friederike Auguste) und die ihm später seinen Haushalt führte, denn er blieb bis zu seinem Lebensende unverheiratet.

Von dem Jungen wurde höchstwahrscheinlich erwartet, dass er in die Fußstapfen seines Vaters treten und sich einer juristischen Karriere widmen würde. Allerdings ließ er schon in seinen jungen Jahren eine Neigung und Begabung zu dichterischen Tätigkeiten und zum Übersetzen erkennen. Während seiner Schulzeit am Elbinger Gymnasium, dem *Athenaeum Elbingense*, verfasste er – den Angaben von Dorothee Haedicke folgend – bereits anspruchsvolle Gedichte und übertrug zum eigenen Vergnügen das 6. Buch von Homers *Odyssee* ins Deutsche, und zwar in gereimte trochäische Verse. Zudem erwarb er neben der griechischen und lateinischen Sprache weitreichende Kenntnisse im Französischen sowie Englischen und verschlang geradezu alle Bücher, derer er in den umfangreichen Bibliotheken seines Vaters und des Gymnasiums nur habhaft werden konnte.

Bedauerlicherweise stellten sich schwerwiegende gesundheitliche Probleme ein, so dass er den Schulbesuch vorzeitig abbrechen



Dieses Bildnis von Heinrich Nitschmann ist das einzige, das bislang in Deutschland bekannt gewesen und reproduziert worden ist.

musste. Stattdessen absolvierte er von 1843 bis 1846 ein landwirtschaftliches Praktikum auf Gütern in Masuren, wo er regelmäßig auch auf Polen traf. Kurze Zeit später erfüllte er seine militärischen Pflichten und leistete den einjährigen Dienst bei den Leibhusaren, die in Elbing in Garnison lagen. Danach verbrachte er zunächst eine kürzere Zeit in Warneinen bei Osterode und lebte anschließend als Hospitant in Berlin, wo er an der Universität ohne ein festes Studienprogramm Vorlesungen berühmter Hochschullehrer in den Fächern Philosophie, Geschichte und Ägyptologie wie auch in Geographie oder

Experimentalphysik hörte. Zudem studierte er bei dem renommierten (außerordentlichen) Professor Adolph Bernhard Marx, der Lehrveranstaltungen in Musiktheorie, Kompositionslehre und Musikgeschichte abhielt. Neben diesen Studien wusste er auch die Bildungs- und Unterhaltungsangebote der Stadt – wie Konzerte und Theatervorstellungen, aber auch Besuche im Zirkus oder im Zoologischen Garten – zu nutzen. Diese Weltoffenheit veranlasste ihn, in den nächsten Jahren immer wieder ausgedehnte Bildungsreisen durch europäische Länder zu unternehmen.

Einen festen Ort seiner Lebensführung fand Heinrich Nitschmann in Posaren, in der Nähe von Soldau. Dort lag ein Rittergut, das er von seinem Vater überschrieben bekommen hatte und das ihm reiche Gelegenheiten bot, mit der polnischen Sprache und Volkskultur in engeren Kontakt zu kommen. Hier konnte er aufgrund seines vom Vater ererbten Vermögens als »Rentier« seinen breiten Studien- und Forschungsinteressen nachgehen und zudem seine Kenntnisse in den slawischen Sprachen vervollkommen. – 1865 entschloss sich Heinrich Nitschmann jedoch, sein Posarener »Tusculum« aufzugeben und zog wieder in seine Geburtsstadt Elbing, wo er nun am gesellschaftlichen Leben teilnahm und für die weitere Entfaltung seiner Interessen und Aktivitäten insgesamt ein förderlicheres Umfeld fand.

Zugänge zur polnischen Literatur

Als Übersetzer polnischer Poesie trat Nitschmann 1854 mit seiner Übertragung des Gedichtes *Łza* (Die Träne) hervor, die in den *Elbinger Anzeigen* abgedruckt wurde. Die Verse stammen von Franciszek Morawski, einem romantischen Schriftsteller, polnischen Patrioten und General, der der nationalen polnischen Regierung während des Novemberaufstandes von 1831 als Kriegsminister angehört hatte. Die Wahl dieses Gedichtes ist angesichts der spannungsvollen polnischen Geschichte in dieser Zeit gewiss nicht zufällig erfolgt, sondern soll an den Freiheitskampf erinnern, der in Deutschland

eine regelrechte Welle der »Polenbegeisterung« ausgelöst hatte. Möglicherweise hatte Heinrich Nitschmann als Fünfjähriger auch schon selbst registriert, dass in Elbing und in der Umgebung polnische Aufständische von 1831 – darunter die Generäle Józef Bem und Maciej Rybiński – interniert worden waren.

Sechs Jahre nach seinem Debüt erschien im Danziger Verlag Theodor Bertlings die erste Ausgabe von *Polska na Parnasie* [Polnischer Parnass]. *Ausgewählte Gedichte der Polen* – einer danach noch mehrmals aufgelegten Anthologie polnischer Lyrik. Sie enthielt deutsche Übersetzungen von 25 Gedichten, begleitet von Originaltexten in polnischer Sprache und sogar phonetischen Hinweisen zur korrekten Aussprache – fast als wollte der Autor seine Landsleute dazu bewegen, das Polnische zu studieren und sich mit dem Klang der Worte vertraut zu machen. In späteren Ausgaben verzichtete Nitschmann jedoch auf die Veröffentlichung von Originaltexten und vergrößerte stattdessen lieber die Anzahl der auf Deutsch gebotenen Werke.

Auf diese Weise wollte er das weit verbreitete Vorurteil widerlegen, dass die Polen keine eigene Literatur hätten. Diese Meinung sei »ebenso unwahr [...] wie im dunklen Nebel der Ruf: »Der Himmel hat keine Sonne!« Seine Bemühungen gewannen in den folgenden Jahren noch wesentlich an Bedeutung, denn als die nächsten Auflagen erschienen, verschärfte sich der antipolnische Kurs in Preußen durch Bismarcks Politik des »Kulturkampfes« zusehends. Als die vierte Ausgabe 1875 veröffentlicht wurde, war ein Jahr zuvor die polnische Sprache aus den preußischen Mittelschulen verdrängt worden.

Der Polnische Parnass enthielt in dieser »sehr vermehrten« Ausgabe neben den lyrischen Dichtungen auch einen kurzen Abriss der polnischen Literaturgeschichte, verbunden mit Biographien sowie Übersetzungen von Werken weiterer polnischer Autoren: von Mikołaj Rej, der in der Renaissance lebte und lange Zeit – nicht gänzlich zurecht – als »Vater der polnischen Literatur« galt, bis zu Adam Asnyk, dem »romantischen« Dichter des Realismus. Den größten Raum der Sammlung nahmen Beiträge aus der polnischen Romantik ein, insbesondere die Schriften von Adam Mickiewicz, dessen Schaffen Nitschmann offenbar in hohem Maße schätzte. Berücksichtigt wurden schließlich auch polnische Volkslieder und Sprichwörter sowie nicht zuletzt polnische Dichterinnen wie Elżbieta Drużbacka oder Narcyza Żmichowska. Hierin könnte sich bestätigen, dass Nitschmann – wie sein Biograph Anastazy Bławat feststellte – ein großer Verehrer der »polnischen Frau« gewesen sei.

1880 erschien die Sammlung *Iris. Dichterstimmen aus Polen*, die als gewisse Ergänzung bzw. Vertiefung des *Parnass* anzusehen ist, weil sie der deutschen Leserschaft eine eigene Sammlung der besonders herausragenden Werke aus der polnischen Romantik präsentierte. Der Anthologie geht eine »Zueignung« voran, die mit den folgenden Zeilen anhebt:

*Den warmen Herzen sei dies Buch geweiht,
Die, fern von Vorurtheil, mit Freudigkeit
Den Geisteshauch aus fremdem Lande grüßen.*

Aleksander Kraushaus hat diesen Band in seiner Zeitschrift *Piśmiennictwo krajowe i zagraniczne* [Nationale und internationale Literatur] rezensiert. Dabei hebt er anerkennend hervor, dass der Name Nitschmann den polnischen Literaturliebhabern schon seit der Herausgabe seines *Parnass* gut bekannt sei. Der Kritiker weist freilich auch auf einige Mängel der Übersetzungen hin. So moniert er z. B. an der deutschen Version der Ballade *Świtezianka* von Adam

Mickiewicz, dass der Dichter im originalen Text die ephemere Wasernymphe aus dem See »Świtez« als »Jungfrau« bezeichnet habe, während sich Nitschmann an dieser Stelle wenig respektvoll für das deutsche Wort »Dirne« entschieden habe. Dies müsste – so fährt der Rezensent fort – zum einen alle Świtez-Nymphen empören, und zum anderen könnte die Ballade bei dieser Wortwahl doch in keiner anständigen Gesellschaft mehr laut rezitiert werden. Ungeachtet solcher Marginalien kommt Kraushaus aber zu dem Resümee, dass an Nitschmann nachdrücklich der »große Sinn für Harmonie« zu preisen sei, »der allen aus seiner Feder stammenden – vornehmlich den lyrischen – Übersetzungen einen unbeschreiblichen Reiz verleiht«.

Schließlich war es Heinrich Nitschmann vergönnt, nach der jahrelangen Auseinandersetzung mit seinem Hauptgegenstand, der polnischen Sprache und Kultur, gleichsam die Summe zu ziehen und die Fülle seines Wissens in einem umfassenden Werk zusammenzuführen: in seiner mehrbändigen, 1882 erschienenen literaturhistorischen Monographie über die *Geschichte der polnischen Literatur*. Damit legte er die zu dieser Zeit umfangreichste Darstellung dieses vielschichtigen Themas in deutscher Sprache vor. Die Publikation fand gleichermaßen bei deutschen wie auch polnischen Lesern und Literaturhistorikern eine erhebliche Resonanz und wurde von den allermeisten durchaus positiv, wenn nicht enthusiastisch aufgenommen.

Ein renommierter Künstler und geachteter Bürger

Von der hohen gesellschaftlichen Wertschätzung – wenn nicht Verehrung –, die sich Heinrich Nitschmann im Laufe seines Lebens erworben hatte, zeugt ein Dokument, das in den Beständen des Archäologisch-Historischen Museums in Elbing verwahrt wird. Es handelt sich um ein Album, in dem die zahlreichen Schreiben mit Glückwünschen, die der Jubilar zu seinem 70. Geburtstag erhalten hatte, gesammelt und eingeklebt worden waren. Bezeichnenderweise bilden die Briefe und Karten in polnischer Sprache den umfangreicheren Bestandteil dieser Poststücke, die sowohl von Privatpersonen als auch von Institutionen, Gesellschaften oder Vereinen abgeschickt worden waren. Zum großen Kreis der polnischen Gratulanten gehören etliche Bewunderer seines Schaffens, deren Namen uns heute kaum noch etwas sagen, aber auch weiterhin bekannte Persönlichkeiten wie z. B. der Volkskundler Aleksander Jelski, der die belarussische Kultur erforscht und *Pan Tadeusz* von Adam Mickiewicz ins Weißrussische übersetzt hat, oder der Anwalt und Publizist Stanisław Bełza, dessen Bruder Władysław den bis heute jedem polnischen Schüler vertrauten »Katechismus eines polnischen Kindes« (*Katechizm polskiego dziecka*) verfasst hat.

Sowohl in den Anschreiben als auch in Zeitungsartikeln, die im Umkreis des Geburtstages erschienen, spiegeln sich Konfliktlinien wider, die in dieser Zeit das deutsch-polnische Verhältnis bestimmten. Die *Neue Militär-Musik-Zeitung* bezeichnete Nitschmann noch unbefangen als Literaturhistoriker des »Deutschen Ostens«. In der polnischen Presse hingegen wurde er als Ausnahmeerscheinung innerhalb der deutschen Gesellschaft charakterisiert, die dort mit ihren Sympathien für die polnische Kultur in verschiedenen Kreisen gewiss auf entschiedene Ablehnung stöße. Wie zutreffend diese Feststellung war, bestätigte die *Elbinger Zeitung*: Sie geiferte, dass die Polen, die sowieso auf jede Gelegenheit lauerten, einen Aufruhr zu erregen, nun gerne die Gelegenheit nutzen würden, zu Nitschmanns 70. Geburtstag eine politische Demonstration zu organisieren. Diese Unterstellung lief allerdings ins Leere, denn der Jubilar verließ vor dem 26. April des Jahres 1896 für einige Tage die Stadt und hielt

seinen zeitweiligen Aufenthaltsort geheim.

Bei der Konzentration auf Nitschmanns Biographie zwischen den Nationen dürfen seine anderen Wirkungsfelder freilich nicht gänzlich ausgeblendet bleiben; denn während die polnischen Kreise vor allem seine Verdienste um die Verbreitung ihrer nationalen Literatur und Kultur akzentuierten, nahm das deutsche Publikum die ganze Breite seiner schriftstellerischen, literaturhistorischen und musikalisch-kompositorischen Arbeiten wahr. Hier trat Nitschmann als Volksliedforscher mit der Sammlung *Deutsches Land und Deutsche Lieder* oder auch als Lustspiel-Autor hervor. Seine Balladen und Gedichte fanden ebenso den Zuspruch der Leserinnen und Leser wie sein 1885 veröffentlichtes »Altpreußisches Epos in sechs Gesängen«, das den Titel *Hogia* trägt und in der Zeit der Landnahme und Christianisierung durch den Deutschen Orden auf der Elbinger Höhe sowie am Frischen Haff spielt. Zu den Hexametern dieses Epos ließ sich der Dichter neuerlich von Homer inspirieren – »der«, wie es im Prolog heißt, »ein allewig Lied gesungen, wie niemals es ein Sterblicher erfand«.

Nitschmann übersetzte zudem wohlgerne nicht nur aus dem Polnischen, sondern auch aus dem Englischen, Serbischen und Französischen. Eine Nachlese dieser Arbeiten bildet beispielshalber die Anthologie *Perlen französischer Dichtung*. Und zu erwähnen ist nicht zuletzt, dass er sich nicht nur als Musikwissenschaftler – beispielsweise mit seiner Monographie *Die Bratsche und ih-*



Ein bislang kaum bekanntes Nitschmann-Bildnis, das in der polnischen illustrierten Zeitschrift *Kłosy* erschienen war. Es wurde erst 2022 von Izabela Drozdowska und Piotr Nike bei Recherchen für eine Ausstellung in der Elbinger C.-NORWID-BIBLIOTHEK entdeckt.

re Litteratur – profilierte, sondern auch als Komponist von Klavier- und Kammermusik, die von den Kritiker wohlwollend aufgenommen wurden.

Neben seinen künstlerischen Aktivitäten lag dem angesehenen Bürger auch das Wohlergehen der Menschen in seiner Heimatstadt am Herzen. 1869 gründete er die ELBINGER PHILHARMONISCHE GESELLSCHAFT, die er danach noch für weitere neun Jahre leitete. Besonderer Wert wurde bei der Programmgestaltung auf musikalisch-szenische Matineen gelegt, für die Nitschmann – »Prologe« genannte – poetische Einführungen zu den Aufführungen verfasste. Zudem griff er zuweilen auch selbst zur Bratsche und wirkte bei den Konzerten aktiv als Orchestermusiker mit.

Die PHILHARMONISCHE GESELLSCHAFT veranstaltete regelmäßig Wohltätigkeitskonzerte, z. B. für »arme, nothleidende Familien«; und Heinrich Nitschmann fand auch andere Wege, seine weniger gutgestellten Mitbürger vor sozialen oder finanziellen Härten zu schützen. Nach seinem Tode konnte kraft seines Testaments die GESCHWISTER-HEINRICH-UND-AUGUSTE-NITSCHMANN-STIFTUNG errichtet werden, deren Zweck es war, mittellose Arbeiter und Handwerker, in Armut geatene Musiker und Musiklehrer sowie Waisenkinder zu unterstützen.

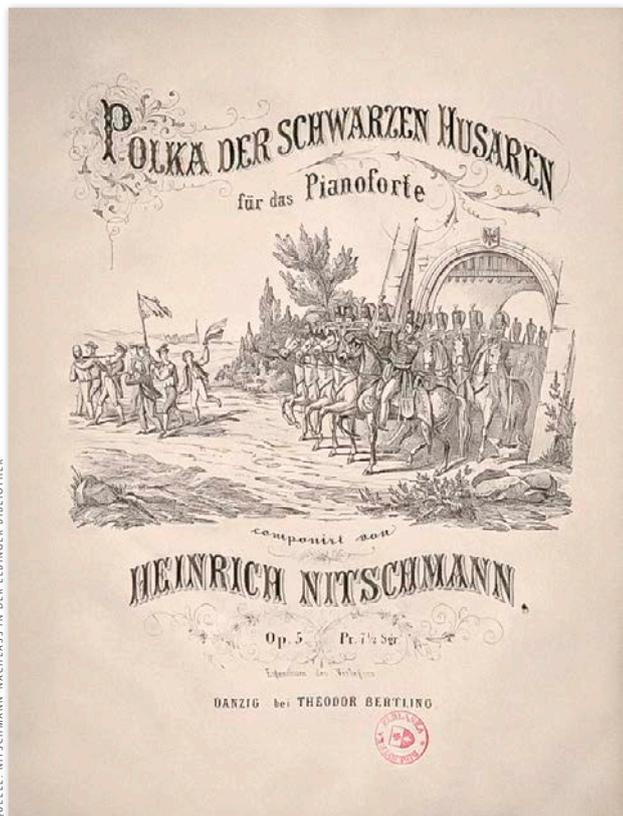
Eine gebrochene Wirkungsgeschichte

In der polnischen Kulturgeschichte wird die Erinnerung an Heinrich Nitschmann, an sein Wirken und seine Werke weiterhin gepflegt. So hat erst im vergangenen Jahr die Elbinger C.-NORWID-BIBLIOTHEK eine Ausstellung gezeigt, die Nitschmann im Kontext der tiefgreifenden politischen, sozioökonomischen wie mentalitätsgeschichtlichen Veränderungen seiner Zeit gewürdigt hat. Sie stand im Zusammenhang mit dem im Sejm gefassten Entschluss, das Jahr 2022 zur 200. Wiederkehr des Erscheinens der *Balladen und Romanzen* von Adam Mickiewicz zum »Jahr der polnischen Romantik« zu erklären. Von der C.-NORWID-BIBLIOTHEK sind zukünftig gewiss noch weitere Impulse zu erwarten, denn sie verfügt über den Nachlass von Heinrich Nitschmann, der noch eine Fülle weiterer fruchtbarer Forschungsfragen zu stellen erlaubt. So bleibt zu hoffen, dass sich daraufhin ein erheblich differenzierteres Bild dieses großen Elbingers wird entwerfen lassen.

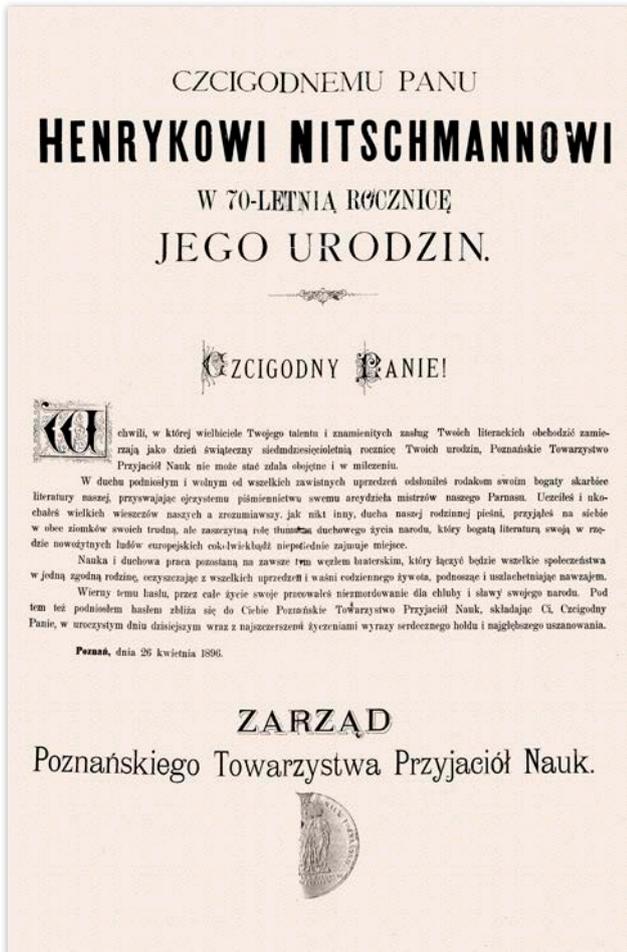
In Deutschland hingegen ist Heinrich Nitschmann seit den 1920er Jahren sowohl aus der Kultur- wie aus der Literaturgeschichte »verschwunden«, und sogar die Lokalhistoriker der Stadt Elbing haben ihn seitdem anscheinend »vergessen«. Aufgrund dieses Befundes ist Dorothee Haedicke, die sich Heinrich Nitschmann im Jahre 1995 zugewandt hat, sicherlich zuzustimmen, wenn sie gegen Ende ihres schon genannten Beitrags im *Westpreußen-Jahrbuch* feststellt:

In der Zeit der feindlichen Abgrenzung der Nationen gegeneinander paßte das völkerverbindende Schaffen eines Heinrich Nitschmann nicht in den national eingeengten Rahmen. Seine kulturellen Leistungen fanden keine Würdigung mehr. Er wurde verschwiegen (S. 81).

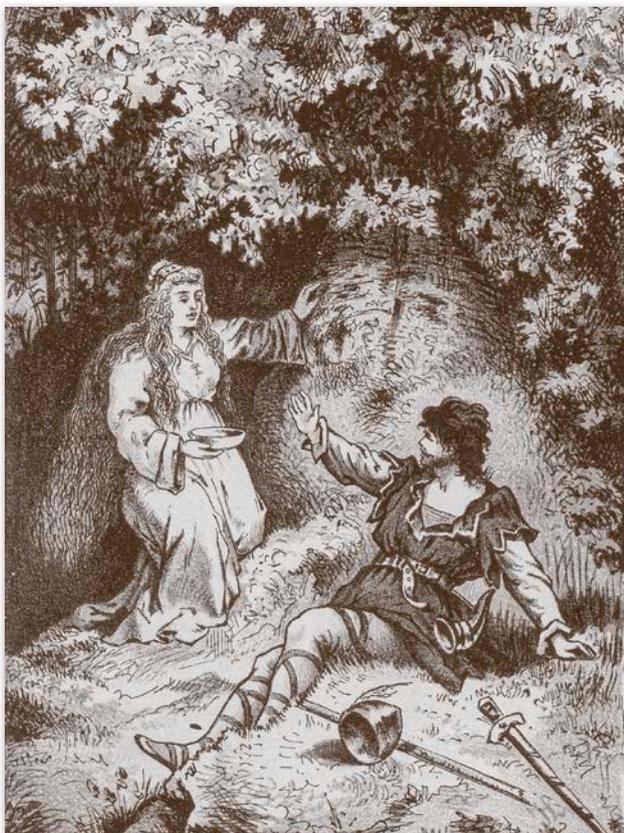
Nach der Überwindung des geopolitischen Blockdenkens erschien es Dorothee Haedicke aus der damaligen Perspektive heraus



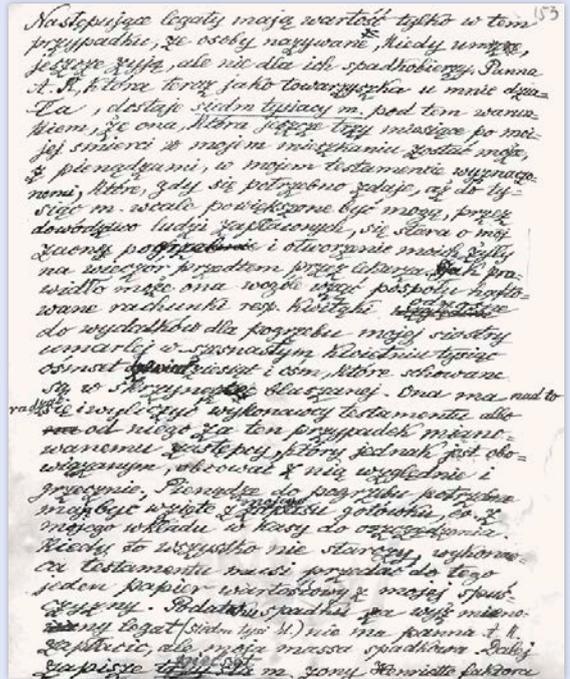
Titelblatt einer von Heinrich Nitschmann komponierten Polka der schwarzen Husaren



Gratulationsbrief des »Posener Vereins der Freunde der Wissenschaften« an Heinrich Nitschmann anlässlich seines 70. Geburtstags



Die zweite der beiden Illustrationen nach Originalzeichnungen von H. Laasner aus dem Epos *Hogia* von H. Nitschmann (Danzig 1885): Die Szene zeigt die Begegnung des jungen Ritters Kurt mit der Fürstentochter Hogia.



Die erste Seite des auf Polnisch niedergeschriebenen Testaments von H. Nitschmann aus den Beständen der Elbinger Bibliothek.

HEINRICH NITSCHMANN'S »POLNISCHES« TESTAMENT

»Następujące legaty mają wartość tylko w tem przypadku, że osoby nazywane, kiedy umrę, jeszcze żyją, ale nie dla ich spadkobiercy« – diesen buchstabengetreu wiedergegebenen Satz schrieb Heinrich Nitschmann nieder, als er mit gut 70 Jahren sein Testament verfasste. Damit bestimmte er (nun in deutscher Übersetzung): »Folgende Vermächtnisse gelten nur dann, wenn – nachdem ich gestorben bin – die genannten Personen noch am Leben sind, beziehen sich aber nicht auf deren Erben«. Dieses Vermächtnis verdient besondere Aufmerksamkeit, denn es bildet das bisher einzige bekannten Dokument, das Nitschmann – wenn auch nicht ganz fehlerlos – auf Polnisch formuliert hat. Diesem für ihn ungewöhnlichen Wechsel in eine andere Sprache könnte ein sehr persönliches Motiv zugrunde liegen: Bislang wurde kaum beachtet, dass in dem Text das Monogramm »A. R.« einer geheimnisvollen Dame auftaucht, die als »Begleiterin« bezeichnet wird. Vielleicht war diese Beziehung derart delikat, dass die polnische Sprache hier quasi zur Chiffrierung heikler Verfügungen genutzt wurde?

plausibel, für die nahe Zukunft eine Neubewertung des so lange »verschwiegenen« Autors zu erhoffen:

Die heute angestrebte sachliche Geschichtsbetrachtung unter dem Gesichtspunkt der europäischen Zusammengehörigkeit gibt uns den Blick frei auf Persönlichkeiten wie Heinrich Nitschmann, der als Dichter, Schriftsteller, Literaturhistoriker und Komponist in der Kulturgeschichte des deutschen Ostens wieder den Platz erhalten sollte, der ihm gebührt (S. 82).

Angesichts der Tatsache, dass sich bis heute noch niemand bereitgefunden hat, für Heinrich Nitschmann zumindest in der freien Enzyklopädie WIKIPEDIA einen Eintrag zu formulieren, scheint die Zeit für diese 1995 erwartete Neuorientierung im konkreten Falle immer noch nicht allzu reif zu sein.

1 Vgl. Dorothee Haedicke: »Heinrich Nitschmann aus Elbing. Im Dienste völkerverbindender Lied- und Literaturforschung«, in: Westpreußen-Jahrbuch, Jg. 45 (1995), S. 75–82, hier: 77.
 2 Diese Album belegt definitiv, dass das Datum des Geburtstags mit dem 26. April anzugeben ist. Der in verschiedenen Quellen bis heute genannte 24. April 1826 ist demgegenüber offenbar unzutreffend.
 3 Eine seltene Ausnahme bildet der eingangs bereits zitierte Titel des Beitrags von Friedrun Keltcs-Rączka: »Heinrich Nitschmann – ein Brückenbauer im Zeitalter der Nationalbewegungen«, in: Jahrbuch für Internationale Germanistik, Jg. 51 (2019), S. 255–274.

Der bedeutende Chirurg LUDWIG RIEDIGER bzw. LUDWIK RYDYGIER –

GEBOREN ALS DEUTSCHER, GESTORBEN ALS POLE

Kindheit und Schulzeit

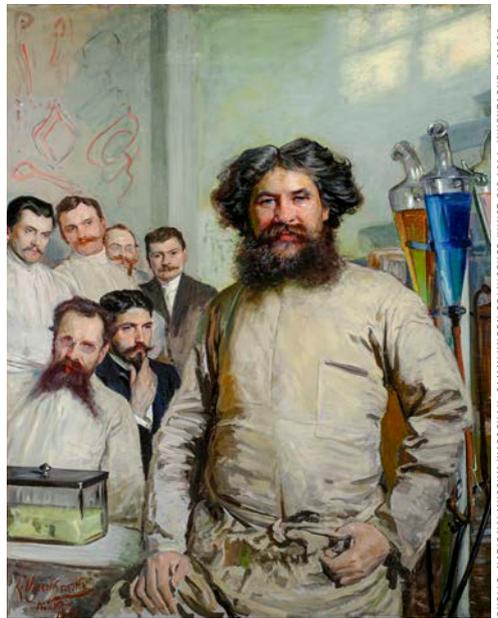
Ludwig (Ludwik, Ludvig) Riediger, wie sein ursprünglicher Name lautete, wurde wahrscheinlich am 21. August des Jahres 1850 geboren. Manche Quellen nennen zwar den 18. August, aber die ausgewiesenen Biographinnen und Biographen des berühmten Chirurgen – Stanisław Sokół, Antoni Czupryna und Anita Orzeł-Nowak – weisen darauf hin, dass der 21. August der Wahrheit am nächsten kommt. Riediger kam auf dem einige Kilometer nördlich von Graudenz gelegenen Gut Dossoczyn in Westpreußen (heute Dusocin) zur Welt. Seine Eltern waren Carl Ferdinand Riediger und Elisabeth, geb. König (Kenik). Außer Ludwig hatten die beiden vermutlich noch sieben weitere Kinder.¹

Drei Jahre nach Ludwigs Geburt veräußerten die Riedigers das Anwesen in Dossoczyn und kauften ein Gut in Grabowitz in der Nähe von Preußisch Stargard. Dort wuchs der Junge auf und erhielt seine erste Schulbildung. Trotz ihres deutschen Nachnamens fühlten sich Ludwigs Eltern stärker als Polen und erzogen ihre Kinder im Geist der polnischen Sprache und Kultur. Dass Ludwig dabei das Erlernen der deutschen Sprache vernachlässigt hatte, zeigte sich, nachdem er den Privatunterricht zu Hause abgeschlossen hatte.

Ludwigs erste Schule war das Gymnasium in Konitz. Die Unterrichtssprache war Deutsch, was dem jungen Riediger Schwierigkeiten bereitete. Er hielt es dort nur ein Jahr aus, und sein Vater musste ihn an einer neuen Schule anmelden, und zwar am *Collegium Marianum* in Pelplin, an dem Polnisch die Unterrichtssprache bildete. Dort wiederholte Ludwig das Schuljahr und absolvierte danach die anschließenden Jahrgänge; da das Collegium aber nicht über die letzten beiden Klassen verfügte, musste er, um das Abitur ablegen zu können, nochmals die Schule wechseln. Deshalb trat er nun in das renommierte Königliche Katholische Gymnasium in Kulm ein.

Studium und Namensänderung

1869 legte Ludwig Riediger die Reifeprüfung ab, die ihm die Tür zum Universitätsstudium öffnete. Ursprünglich wollte der Absolvent eine militärische Laufbahn einschlagen, entschied sich dann aber für das Studium der Medizin. Um diesen Traum zu verwirklichen, musste Ludwig allerdings die nötigen Geldmittel aufbringen. Deshalb schrieb er einen entsprechenden Antrag an die »Wissenschaftliche Hilfsgesellschaft«, die *TOWARZYSTWO POMOCY NAUKO-*



Porträt von Dr. Ludwik Rydygier mit Assistenten –
Ölgemälde von Leon Wyczółkowski aus dem Jahr 1897

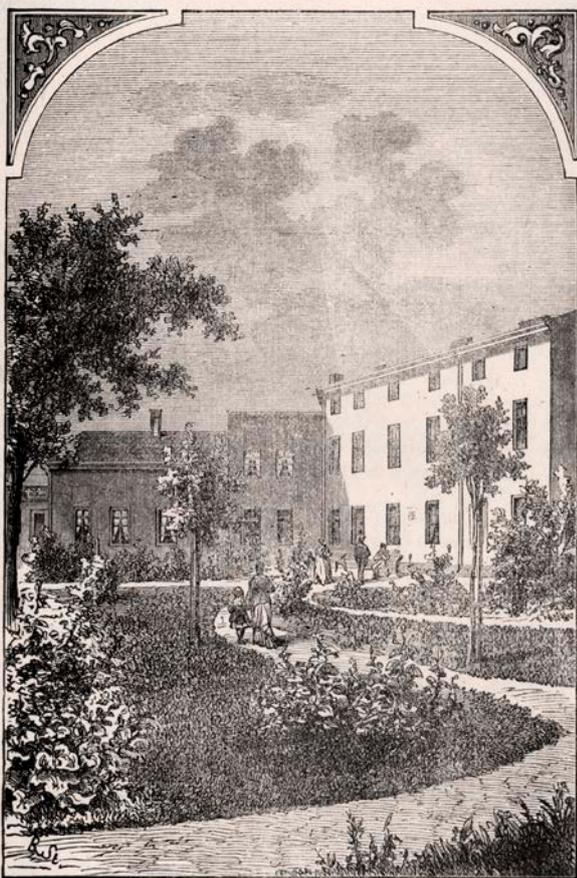
WEJ (TPN) in Thorn. Die TPN war eine sozialpädagogische Organisation, die sich zum Ziel gesetzt hatte, begabte polnische Jugendliche aus nicht vermögenden Milieus in Preußen zu unterstützen. Sie war zwischen 1848 und 1921 in Thorn aktiv und ermöglichte in dieser Zeit vielen Polen Zugang zur akademischen Bildung. Ludwigs Antrag vom 11. Oktober 1869 trägt einen Genehmigungsvermerk vom 16. November, unterzeichnet von Stanisław Węcłowski (1820–1893), der Polnischlehrer am Gymnasium in Kulm sowie Sekretär und Schatzmeister der TPN war.

Nachdem Ludwig Riediger das Stipendium erhalten hatte, konnte er sich für das Medizinstudium an der Universität Greifswald einschreiben. Dort be-

gegnete er vielen polnischen Kommilitonen. Er studierte bis 1872 an der Ostsee, wechselte kurz nach Berlin und dann nach Straßburg, bevor er schließlich nach Greifswald zurückkehrte. Seine Studienergebnisse lagen im oberen Bereich der Notenskala. Auf einem erhaltenen Zeugnis aus dem Jahr 1871 erhielt er in den Fächern Anatomie, Psychologie, Physik, Chemie und Mineralogie das Prädikat »gut«. Schwerer tat er sich mit Botanik und Zoologie: In diesen Fächern erhielt er die Note »genügend«. 1873 bestand er in Greifswald das Staatsexamen als Arzt. Ein Jahr später verteidigte er an derselben Universität seine Doktorarbeit *Experimentelle Beiträge zur Lehre von der Wirkung der Carbonsäure*, die er unter der Betreuung von Professor Carl Hueter angefertigt hatte. Im Jahr 1878 habilitierte er sich an der Universität Jena mit der Schrift *Eine neue Methode zur Behandlung von Pseudoarthrose*.

Während seines Studiums in Greifswald hatte Ludwig aktiv am Universitätsleben teilgenommen. 1870 unterzeichnete er als Mitglied einer Gruppe von 19 Studenten eine Petition an die Universitätsbehörden zur Genehmigung der Satzung des »Polnischen Akademiker-Kreises Polonia« (*KOŁO AKADEMIKÓW POLAKÓW POLONIA*). Zwei Jahre später begann Ludwig, mit dem Namen »Rydygier« zu unterschreiben. Diese eigenständige Namensänderung und seine pro-polnischen Aktivitäten brachten ihm administrative Schwierigkeiten ein: Ihm wurden Geldbußen auferlegt, und er wurde sogar für ein Jahr vom Studium ausgeschlossen. Diese Strafen änderten jedoch nichts an seiner Einstellung, auch wenn er zunächst noch für eine gewisse Zeit zu seinem ursprünglichen Namen zurückkehren musste. Auf seiner Dissertation und seiner Habilitationsschrift steht noch »Riediger«, aber auf anderen Veröffentlichungen – sowohl in deutscher wie auch in polnischer Sprache – findet man dann stets den Namen »Rydygier«.

¹ Der Historiker Stanisław Marian Brzozowski (1917–1996) spricht sogar von bis zu 13 Kindern, von denen Ludwig das jüngste gewesen sei. Allerdings wird diese Aussage, die auch Eingang in den Personenartikel der deutschsprachigen Wikipedia gefunden hat, durch andere Quellen und Studien nicht bestätigt.



PRIVAT-KLINIK VON DR. RYDYGIER, KULM.
(GARTEN-ANSICHT)

Dr. Rydygiers Privatklinik für chirurgische, Augen- und Frauenkrankheiten in Kulm



Der aktuelle Zustand des Gebäudes, in dem die Rydygier-Klinik in Kulm untergebracht war. Hinter den Fenstern im Erdgeschoss befand sich der Operationssaal.

Kulm – wegweisende Operationen und Veröffentlichungen

Nach seinem Studium und mehreren Arztpraktika war Ludwig nach Kulm zurückgekehrt, wohin inzwischen auch seine Eltern gezogen waren. Dort heiratete er, wahrscheinlich 1875 oder 1876, Maria Waleria, geb. Borkowska, eine fast 14 Jahre ältere, allerdings wohlhabende Frau. Diese Eheschließung ermöglichte ihm 1878 die Gründung einer Privatklinik für chirurgische, Augen- und Frauenkrankheiten. Nach der Auskunft damaliger Kenner war die Praxis von Dr. Rydygier modern ausgestattet und beschäftigte gute Fachkräfte. Sie verfügte über 25 Betten und einen Operationssaal. Jährlich wurden dort etwa 2.000 Patienten behandelt.

Ein Beweis für die Fortschrittlichkeit ist die Tatsache, dass bereits 1880 eine Operation durchgeführt wurde, bei der ein Krebsgeschwür am Pylorus (dem »Pfortner«) des Magens entfernt wurde. Der verbleibende Teil des Magens wurde durch Anastomose mit dem Zwölffingerdarm verbunden. Solch ein Eingriff war bis dahin weltweit erst ein einziges Mal durchgeführt worden, und zwar im Jahre 1879 von dem Franzosen Jules-Émile Péan, der die medizinischen Fachkreise allerdings nur allgemein davon in Kenntnis gesetzt hatte.

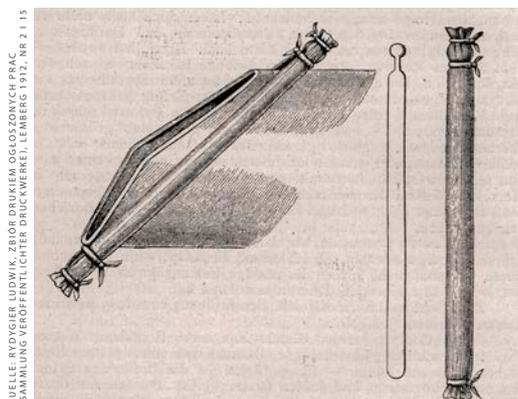
Obwohl sein Patient zwölf Stunden nach der Operation verstorben war, hatte Ludwik Rydygier eine Pionierleistung erbracht und beschloss, das Verfahren ausführlich zu erörtern. Dabei konnte er noch weitere Innovationen hervorheben, denn er hatte

Der mehr als zwanzig Jahre ältere und längst etablierte Deutsch-Österreicher erfreute sich in der Welt der Medizin großer Anerkennung und wurde als Professor an der Universität Wien viel eher wahrgenommen als der noch weitgehend unbekannt Chirurg Rydygier aus der westpreußischen Provinzstadt Kulm. Deshalb wurde die Errungenschaft der »Exstirpation des carcinomatösen Pylorus« Theodor Billroth zugeschrieben, und bald setzte sich dafür die Bezeichnung »Billroth I-Methode« durch, gegen die Ludwik und seine Freunde und Gefolgsleute fast ein Vierteljahrhundert lang erfolglos ankämpften. Nur in Polen wird dieser Eingriff heute noch als »Rydygier-Methode« bezeichnet.

Im November 1881 führte Rydygier in seiner Kulmer Klinik eine weitere bahnbrechende Operation durch. Es handelte sich um die Entfernung eines Magengeschwürs, und diesmal war es der erste

Eingriff dieser Art weltweit. Noch im selben Jahr beschrieb Rydygier diesen Eingriff in einem polnischsprachigen Artikel, der wiederum im *Przegląd Lekarski* [Ärztblatt] erschien und im folgenden Jahr auch auf Deutsch veröffentlicht wurde.²

Bei der Lektüre dieses Textes erhalten wir einen Eindruck davon, wie damals noch mit personenbezogenen Daten umgegangen wurde (was uns heute, im dritten Jahrzehnt des 21. Jahrhunderts, geradezu schockieren dürfte):



QUELLE: RYDYGIER, LUDWIK, ZBIÓR DRUKIEM OGŁOSZONYCH PRAC (SAMMLUNG VERÖFFENTLICHTER DRUCKWERKE), LEMBERG 1912, NR. 2 I 15

Abbildung »elastischer Compressorien« aus Rydygiers Artikel zur »Exstirpation des carcinomatösen Pylorus«

2 Ludwik Rydygier: „Die erste Magenresection beim Magengeschwür“, in: Berliner Klinische Wochenschrift, Jg. 19 (1882), H. Nr. 3, S. 39ff.

Karoline Pfeing, 30 Jahre alt, aus Briesen, wurde am 16. November 1881 in unsere Privatklinik aufgenommen. Der Vater der Patientin lebt und ist über 70 Jahre alt, die Mutter ist nach einer Entbindung gestorben; die Geschwister sind gesund, namentlich ist der Patientin nicht bekannt, dass irgendein Familienmitglied je an einem ernstlichen Magenübel gelitten hätte.

Die Patientin ist bis jetzt nie bettlägerig krank gewesen. Im 18. Lebensjahr wurde sie zum ersten Male menstruiert, die Menses kehrten mit Ausnahme einer einmaligen längeren Unterbrechung regelmässig alle 4 Wochen wieder. Im 24. Lebensjahr heirathete sie und gebar 3 Mal, das letzte Mal im Februar 1880 ein todes Kind; die beiden ersten Kinder starben auch kurz nach der Geburt.

Dieses Mal überlebte die Patientin den Eingriff und wurde am 4. Januar 1882 entlassen; zudem blieb der Anspruch, diese Operation als Erster durchgeführt zu haben, jetzt außer jedem Zweifel.

Von nun an führte Ludwik Rydygier eine Vielzahl weiterer bahnbrechender Eingriffe durch, die bis heute mit seinem Namen verbunden geblieben sind. Seine Methoden finden immer noch vor allem in der Magen- und Darmchirurgie, aber auch in der Kardiologie, Urologie und Gynäkologie Anwendung.

Krakau – auf dem Weg zu internationalem Renommee

1887 konnte sich Ludwik Rydygier bei einem Auswahlverfahren für den Lehrstuhl für Chirurgie an der Jagiellonen-Universität in Krakau, der ältesten Universität Polens, als Erster platzieren. Zu jener Zeit gehörte die Stadt zur österreichisch-ungarischen Habsburgermonarchie. Da unter den geltenden Bestimmungen die polonisierende Änderung seines Namens nicht anerkannt worden wäre, kam es ihm zugute, dass er – zusammen mit seiner Frau und seinen Söhnen (Antoni Ludwik und Józef Aleksander) – bereits die bayerische Staatsbürgerschaft angenommen und dadurch das Recht erworben hatte, den polnischen Hausnamen zu führen.

In den Jahren 1888/89 überwachte Rydygier in Krakau den Bau einer neuen chirurgischen Klinik und war Dekan der medizinischen Fakultät. Zu dieser Zeit war diese Fakultät eine sehr moderne Einrichtung, in der einesteils viele Patienten geheilt werden konnten und andernteils eine große Zahl von Medizinstudenten ausgebildet wurde. Die Klinik verfügte über mehr als 60 Betten und drei Operationssäle, von denen einer die Struktur eines *Theatrum anatomicum* aufwies, d.h. den Studierenden wie in einem Amphitheater 150 Sitz- und 70 Stehplätze bot, damit sie die Operationen optimal zu sehen und zu verfolgen vermochten.

Während der Zeit, in der Rydygier an der Jagiellonen-Universität lehrte und die chirurgische Klinik leitete, bildete er viele hervorragende Ärzte aus. Zu seinen Assistenten an der Klinik gehörten Aleksander Bossowski (1858–1921), einer der Pioniere der polnischen Mikrobiologie; der Vorreiter der Orthopädie in Polen, Antoni Gabryszewski (1864–1917); Wincenty Łepkowski (1866–1935), der sich hier große Verdienste um die Entwicklung der Zahnmedizin erwarb; der Chirurg und Urologe Leon Kryński (1866–1937), der Arzt und Philanthrop Bronisław Kozłowski (1869–1935) sowie Karol Klecki (1866–1931), ein Wegbereiter in der Erforschung der extrakorporalen Gewebekultur.

In der Krakauer Klinik fand 1889 auf Initiative von Ludwik Rydygier der erste Kongress der polnischen Chirurgen statt. Die Sitzungen dauerten drei Tage und brachten rund 60 Spezialisten aus dem geteilten Polen zusammen. Die damals begründete Tradition

solcher Zusammenkünfte, bei denen die aktuellen und vordringlichen Probleme der Chirurgie diskutiert werden, wird von der GESELLSCHAFT DER POLNISCHEN CHIRURGEN bis heute gepflegt.

Neben seiner Wissenschafts-, Lehr- und Organisationstätigkeit kämpfte Rydygier allerdings auch gegen die Zulassung von Frauen zum Arztberuf. Seine konservative Gesinnung ließ Vertreterinnen des weiblichen Geschlecht nicht am OP-Tisch zu. In seinem Artikel »Über die Zulassung zum Medizinstudium«, den er 1895 in der schon mehrfach zitierten Fachzeitschrift *Przegląd Lekarski* veröffentlichte, lesen wir:

Wenn man die Sache für bare Münze nimmt, ist die Gleichstellung der Frau mit dem Manne Unsinn, weil sie den ewigen Gesetzen der Natur widerspricht. Solange die Frau dazu bestimmt ist, Kinder zu gebären und ihre Säuglinge zu ernähren, wie es schon der Aufbau ihrer Organe zeigt, kann von einer Gleichstellung mit dem männlichen Geschlecht keine Rede sein. So hat Gott die Dinge in der Natur geordnet oder – so sind die Dinge in der Natur geordnet, so dass die Rollen nicht nur bei den Menschen, sondern auch bei den Tieren und sogar bei den Pflanzen verteilt sind.³

So anachronistisch diese Ausführungen heute auch wirken mögen – Ludwik Rydygier vertrat zu jener Zeit eine Auffassung, die von den allermeisten seiner Fachkollegen geteilt und ähnlich apodiktisch vorgetragen wurde. Gerade im Bereich der Medizin und der Naturwissenschaften war Frauen deshalb in den meisten Staaten der Zugang zum Studium – und erst recht zu eigenständigen Forschungen – noch für längere Zeit verwehrt.

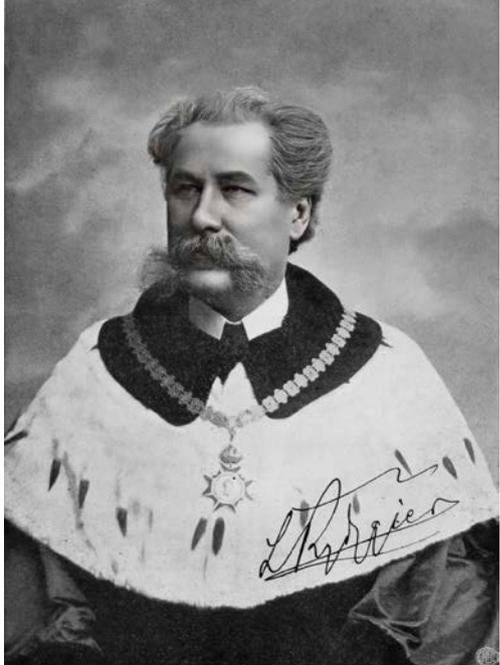
Lemberg und die Zeit des Ruhms

Nach zehnjährigem Wirken in Krakau hatte Ludwik Rydygier alle beruflichen und wissenschaftlichen Ziele, die er sich gesteckt hatte, erreicht und suchte nun nach neuen Herausforderungen. Dabei überraschte er viele mit seiner Entscheidung, nach Lemberg zu gehen, in eine Stadt, die als »große Schwester« Krakaus bekannt war, und an der neu eröffneten Universität die Leitung der Chirurgischen Klinik zu übernehmen. Diese neue Einrichtung verfügte über vier Operationssäle (von denen einer ebenfalls eine amphitheatralische Bauform aufwies) und erreichte unter Rydygiers Leitung schnell ein allgemein anerkanntes hohes Niveau.

Rydygier wurde zweimal zum Dekan der Medizinischen Fakultät gewählt, einmal zum Prorektor und im Studienjahr 1901/1902 sogar zum Rektor der Universität. In dieser Funktion wurde er zugleich Abgeordneter des Galizischen Landtags. Schon 1897, im Jahr seines Dienstantritts in Lemberg, hatte ihm Kaiser Franz Joseph I. von Österreich den Titel eines Hofrats verliehen; ein Jahr später erhielt er von Papst Leo XIII. den Gregorius-Orden im Rang eines Komturs; und im Jahre 1903 erhob ihn der Kaiser in den Adelsstand. Von nun an führte er ein Wappen mit der – seinen Charakter trefflich widerspiegelnden – Devise: »Viel Feind, viel Ehr«.

Welch hohes Ansehen Ludwik Rydygier zu dieser Zeit auch in der medizinischen Wissenschaft genoss, lässt sich daran ablesen, dass ihm 1903 der Lehrstuhl für Chirurgie an der Universität Prag angetragen wurde. Bei den Bleibeverhandlungen erfüllte die Universität Lemberg seine Forderung, die Klinik zu erweitern. So gab Rydygier der Weiterentwicklung des eigenen Instituts und dem Wohl der Patienten und seiner Mitarbeiter den Vorzug gegenüber

³ *Przegląd Lekarski* [Ärztblatt], Jg. 1895, Nr. 7, S. 99f.



QUELLE: RYDYGIER LUDWIK, ZBIÓR DRUKÓW OGŁOSZONYCH PRAC (SAMMLUNG VERÖFFENTLICHTER DRUCKWERKE), LEMBERG 1912

Porträt von Ludwik Rydygier als Rektor der Universität Lemberg

dem Prestige einer herausragenden neuen Position an der *Universität Carolina*: Er dankte den Böhmen für die Einladung, lehnte den Ruf aber mit der Begründung ab, dass er nicht über hinlängliche Tschechisch-Kenntnisse verfügte.

Die letzten Lebensjahre (von 1914 bis 1920)

Dieses sprachliche Defizit hinderte Ludwik Rydygier allerdings nicht daran, während des Ersten Weltkrieges ein Lazarett im tschechischen Brünn zu leiten. Nach dem Ende des Krieges kehrte er nach Lemberg zurück, wo er 1918 die medizinische Versorgung der polnischen Truppen organisierte, die die Stadt gegen die Angriffe der Ukrainer verteidigten. Im Verlauf dieser Kämpfe wurde Rydygiers Frau verwundet und starb bald darauf an ihren Verletzungen, was für ihn ein harter Schlag gewesen sein muss.

Im 1919 wiederhergestellten polnischen Staat wurde Rydygier im Rang eines Arztes und Generalleutnants in die Reserve der polnischen Armee einberufen. Für den damals fast 69-Jährigen war dies im Grunde die Erfüllung seines Jugendtraums, nach dem Schulabschluss Offizier zu werden. Gleichzeitig engagierte er sich voller Tatendrang für den Aufbau der medizinischen Fakultät an der neu gegründeten Universität Posen. Dort bot er von sich aus an, den Lehrstuhl für Chirurgie zu übernehmen.

Dies war nicht der einzige Wendepunkt in seinem Leben. Während seines Aufenthalts in seiner Heimatregion, wo er Leiter des Sanitätsdienstes der polnischen Armee wurde, heiratete er erneut, und zwar Adela Albertyna, die Lehrerin seiner Söhne. Deshalb plante er, dauerhaft dorthin zu ziehen, und wollte in Dirschau ein Institut für polnische Chirurgie gründen. Um diese Pläne in Angriff nehmen zu können, veräußerte er seinen gesamten Besitz. Unglücklicherweise wurde die Polnische Mark am Tag nach der

Unterzeichnung des Kaufvertrags abgewertet, wodurch Rydygier um den finanzielle Ertrag seines Lebenswerks gebracht wurde. Dieser Schock war zu viel für den fast 70 Jahre alten Mann: Er starb am 25. Juni 1920 an einem Herzinfarkt. Seine letzte Ruhestätte fand er auf dem Lychakiv-Friedhof in Lemberg.

Rydygiers Nachleben

Ludwik Rydygier hatte drei Kinder, eine Tochter und zwei Söhne. Der älteste Sohn, Antoni Ludwik (1878–1966), wurde Arzt und Chirurg. Bezeichnenderweise traten auch der Enkel Ludwik (1927–2001) sowie der Urenkel Ricardo (* 1956, Professor für Chirurgie in Curitiba, Brasilien) in die Fußstapfen ihres Groß- bzw. Urgroßvaters, so dass sich geradezu von der Gründung einer regelrechten Chirurgen-Dynastie sprechen lässt. Zur fortwährenden Wirkungsgeschichte tragen erst recht die Schüler des Hochschullehrers bei, die die nächsten Generationen ausgebildet und sie gelehrt haben, die Erinnerung an den großen Arzt, Chirurgen und Pädagogen wachzuhalten und immer weiter zu tradieren.

Wie bei jedem Wissenschaftler beruht die Dynamik seines Nachlebens auch wesentlich auf den Methoden, die er eingeführt hat und die mit seinem Namen verbunden bleiben, sowie auf seinem Œuvre, das etwa 250, auf Polnisch und Deutsch, aber auch auf Französisch publizierte Titel umfasst und das Rydygier von 1873 bis 1920 stetig entfaltet hat.

Spuren der Erinnerung an Ludwik Rydygier finden sich an einer Vielzahl von Orten. In Polen tragen mehrere Krankenhäuser seinen Namen; in jeder größeren polnischen Stadt ist ihm eine Straße gewidmet worden; und in Kulm, wo er sein Abitur ablegte und seine bahnbrechenden Operationen durchführte, wurde ihm ein Denkmal errichtet. Zudem bietet das dortige »Museum des Kulmer Landes« in seiner Dauerausstellung auch eine eigene Abteilung, in der das Leben und Schaffen Ludwik Rydygiers gewürdigt wird. Nicht zuletzt können interessierte Besucher der Stadt heute noch in der ul. Dworcowa 9A das Gebäude besichtigen, in dem sich, worauf eine Gedenktafel hinweist, die berühmte Rydygier-Klinik befand.



FOTO: MARIUSZ BALCEREK

Ludwik-Rydygier-Denkmal in Chełmno

Anlässlich des 100. Todestages von Ludwik Rydygier hat der Senat der Republik Polen einen Beschluss zum Gedenken an den bedeutenden Chirurgen verabschiedet und das Jahr 2020 zum »Rydygier-Jahr« erklärt. Aus diesem Anlass und auf Initiative der Gebietskörperschaft der Woiwodschaft Kujawien-Pommern bereitete die Thorner *Książnica Kopernikańska*, die Regionale Öffentliche Bibliothek, eine Sonderausstellung vor, die vom Verfasser des vorliegenden Beitrags kuratiert worden ist. Ebenfalls im Jahr 2020 begannen – bis heute noch andauernde – Renovierungsarbeiten auf dem Riediger-Gut in Dusocin, wo Ludwig 1850 zur Welt gekommen war.

✚ Mariusz Balcerek

Übersetzung aus dem Polnischen:
Anna Maria Władyska-Leitretter

Der katholische Theologe Franz Sawicki

Ein Versöhner zwischen allen Stühlen

Über Jahrhunderte lebten Deutsche, Polen und Kaschuben in Westpreußen meist friedlich zusammen, wobei bis weit ins 19. Jahrhundert hinein die Sprache im Alltag kaum eine Barriere bildete. Die Metropole Danzig hatte seit jeher Menschen aus vielen Teilen Europas angezogen, etwa aus dem Gebiet der heutigen Niederlande oder aus Schottland. Schärfer waren dagegen die konfessionellen Trennlinien zwischen Katholiken und Protestanten, wobei letztere zusätzlich in Lutheraner, Reformierte und Mennoniten gespalten waren. Eine Sonderrolle spielte die jüdische Minderheit, die in Westpreußen wie überall im Deutschen Reich seit 1871 rechtlich ihren Mitbürgern gleichgestellt war, jedoch mit wachsendem Antisemitismus zu kämpfen hatte.

Im ausgehenden 19. Jahrhundert gab es zwei historische Einschnitte in der Entwicklung Westpreußens: zum einen 1871, als das Gebiet Teil des Zweiten Deutschen Kaiserreichs wurde, zum anderen 1878, als Westpreußen, das seit 1824 zusammen mit Ostpreußen die Provinz Preußen mit der Hauptstadt Königsberg gebildet hatte, wieder eine eigenständige Provinz mit Danzig als Sitz der Provinzverwaltung wurde. In der neuen Provinz war von Anfang an und in immer stärkerem Maße die polnische Nationalbewegung aktiv, die die Wiedererrichtung eines unabhängigen Staates Polen anstrebte, was – verstärkt durch den von Bismarck initiierten »Kulturkampf« – zu einer wachsenden Entfremdung zwischen der polnischsprachigen und der deutschsprachigen Bevölkerung führte und sich auf alle Bereiche des Lebens auswirkte. So wurde aus dem Miteinander, manchmal auch Nebeneinander der deutschen und polnischen Westpreußen zunehmend ein Gegeneinander. In dieser angespannten Situation, die sich mit der Vorstellung eines »schwebenden Volkstums« nicht vereinbaren ließ, die nur ein »entweder – oder« kannte, gab es kaum mehr Platz für Menschen, die für ein »sowohl – als auch« plädierten, sei es, weil ihre Biographie sowohl polnische als auch deutsche Wurzeln umfasste, sei es, weil sie aus inne-

rer Überzeugung heraus das friedliche Miteinander der Nationalitäten für selbstverständlich hielten und vorausahnen, welche Folgen ein übersteigerter Nationalismus haben würde. An eine solche Persönlichkeit soll hier erinnert werden.

In Westpreußen fest verwurzelt

Franz Sawicki wurde am 13. Juli 1877 in Gardschau (Godziszewo), einem kleinen Dorf im Kreis Dirschau, als typisches Kind Westpreußens geboren. In seiner Autobiographie bemerkte er 1927 dazu:

Meine Heimat ist ein Grenzgebiet, in dem sich seit alter Zeit germanische und slawische Elemente mannigfach berühren und kreuzen. Meine Abstammung weist in diese wie in jene Richtung, und gewiß haben beide Elemente durch Blutmischung die Geistes- und Gemütsart mitbestimmt. Die in Thorn ansässige, ursprünglich polnische Familie hat in den letzten vier Generationen durch deutsche Frauen ein deutsches Gepräge erhalten. Meine Mutter, die Tochter eines Volksschullehrers, war eine geb. Teitz, die Mutter meines Vaters, eine geb. Pepping, entstammte einer protestantischen, aus Frankfurt a. M. eingewanderten Familie. Im Hause der Eltern und Großeltern hörte ich nur die deutsche Sprache, so daß ich das Polnische erst später in der Schule erlernt habe.²

Prägenden Einfluss auf den jungen Sawicki übte sein Onkel Robert Sawicki, Pfarrer in Dirschau, aus. Er ermöglichte dem aufgeweckten Knaben nach dem Besuch der Volksschule und des Realgymnasiums in Dirschau den Eintritt in das Collegium Marianum, das Bischöfliche Progymnasium der Diözese Kulm in Pelplin, das um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert einen hervorragenden Ruf als Bildungsstätte genoss und zudem – eine Ausnahme – Unterricht in deutscher und polnischer Sprache durchführte. Hier vervollkommnete Franz Sawicki sein Polnisch, das ihm nach und nach zur zweiten Muttersprache wurde, und empfand, wie er in seiner Autobiographie andeutete, erstmals »die



Franz Sawicki um 1927¹



FOTO: DAWID PRYBA VIA COMMONS: WIKIMEDIA.ORG CC BY-SA 3.0

Neigung zum geistlichen Stande«³. Vier weitere Schuljahre verbrachte er auf dem Staatlichen Gymnasium in Kulm, das er 1896 mit einem hervorragenden Reifezeugnis verließ. Danach trat er in das Priesterseminar zu Pelplin ein und empfing am 1. April 1900 in der dortigen Kathedrale, der ehemaligen Zisterzienserkirche, die Priesterweihe. Während seines Studiums hatte er sich schwerpunktmäßig mit den Schriften von Platon und Aristoteles sowie Augustinus und Thomas von Aquin befasst.

Nach kurzer Seelsorgerätigkeit in Sankt Brigitten und dem Marienhospital in Danzig stellte ihn Bischof Augustinus Rosentreter für ein Promotionsstudium frei, das ihn nach Freiburg im Breisgau führte. Seine Dissertation, die er im Sommer 1902 abschloss, erschien 1903 unter dem Titel *Der Prediger, Schopenhauer und Ed. v. Hartmann oder Biblischer und moderner Pessimismus* im Druck. In Freiburg hatte er neben theologischen auch philosophische und historische Vorlesungen besucht, was für seine breit gestreuten Interessen spricht und sicher den Anstoß dafür gab, dass Bischof Rosentreter den jungen Geistlichen nach einigen Monaten der Pfarrseelsorge in Kulmsee im April 1903 zum Professor für Dogmatik und Philosophie am Priesterseminar in Pelplin ernannte. In den folgenden Jahren erhielt er Rufe an die Universitäten Bonn, Würzburg und Breslau, nach dem Ersten Weltkrieg auch aus Warschau und Wilna. Jedoch blieb er, abgesehen von einigen Vortragsreisen, nahezu 50 Jahre bis zu seinem Tod als akademischer Lehrer in seiner westpreußischen Heimat.



Priesterseminar Pelplin

Philosophie des Lebens

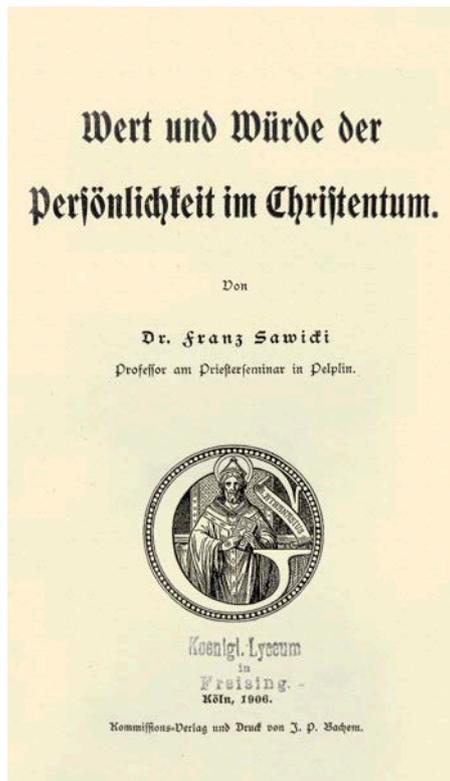
Um Sawickis umfangreiches theologisch-philosophisches Werk zu skizzieren, liegt es nahe, ihn noch einmal selbst zu Wort kommen zu lassen:

Meine wissenschaftlichen Arbeiten sind im wesentlichen den Problemen des Lebens, näherhin den sittlichen und religiösen Grundfragen, zugewendet gewesen. Dabei waren philosophisches und theologisches Interesse immer innig verschlungen [...]. Ich faßte die Fragen als philosophische Probleme ins Auge [...]. Zugleich aber betrachtete ich die Dinge im Lichte des katholischen Christentums.⁴

Bei allen Themen, denen er sich zuwandte, zielte er stets auf eine Synthese, da sich seiner Ansicht nach die Wirklichkeit der Welt als Spannungsfeld von Gegensätzen zeigt, die es auszugleichen gilt. Für eine gedeihliche Entwicklung des Menschen als eines Individuums und für das Miteinander in der menschlichen Gesellschaft dürfe nicht das Trennende – die Antithese – im Mittelpunkt stehen, vielmehr müsse das Einende, Verbindende gesucht werden, was sich für ihn als »katholisch« im wörtlichen Sinne von »allumfassend« manifestierte.

Sawicki stand zwar auf dem Boden der katholischen Tradition, scheute aber auch nicht davor zurück, diese, wo notwendig, zu hinterfragen oder zu ergänzen, zumal wenn es um allgemein christliche Positionen gegenüber den geistigen Strömungen des frühen 20. Jahrhunderts ging. In seiner ökumenischen Gesinnung, die katholische und protestantische Positionen häufig als gleichwertig erachtete, war er seiner Zeit weit voraus. Ein Leben auf christlichem Fundament schloss für ihn eine umfassende Humanität ein; darin sah er den einzigen Weg zu einer positiven Entwicklung des Menschengeschlechts. Sawickis philosophisch-theologische Positionen standen nicht nur in diametralem Gegensatz zum Pessimismus Arthur Schopenhauers und zur »Philosophie des Unbewussten« von Eduard von Hartmann, mit denen er sich in seiner Dissertation auseinandergesetzt hatte. Vielmehr ging es ihm auch um eine christliche Antwort auf das vom Nihilismus geprägte Welt- und Menschenbild Friedrich Nietzsches und dessen Vorstellung vom »Übermenschen«, die in den 1920er Jahren vor allem in rechten Kreisen Deutschlands breite Anhängerschaft fand.

Bereits in dem Aufsatz »Das wahre Christentum als Synthese von Gegensätzen« (1904) legte er seine Grundgedanken dar. In *Wert und Würde der Persönlichkeit im Christentum* (1906) kam er zu dem Fazit, das Christentum sei letztlich nicht die Verneinung, sondern die Bejahung des Lebens. Es folgten die Abhandlungen *Das Problem der Persönlichkeit und des Übermenschen* (1913), *Geschichtsphilosophie* (1920) und *Philosophie der Liebe* (1924). Sie erschienen in mehreren Auflagen und wurden in etliche Sprachen übersetzt, darunter ins Polnische. Weite Verbreitung erfuhren auch die vier Bände *Lebensanschauungen alter und neuer Denker* (1923–1938). Nach und nach baute Sawicki seine Gedanken zu einem Gesamtkonzept der »Philosophie des Lebens« aus,



Titelblatt der 1906 in Köln erschienenen Publikation *Wert und Würde der Persönlichkeit im Christentum* von Franz Sawicki

das ihn zu einem der ersten und zugleich bedeutendsten Vertreter der christlichen philosophischen Anthropologie machte. Aufgrund seines herausragenden Rufes als Wissenschaftler und geistlicher Lehrer wurde Sawicki 1920 in das Domkapitel der Diözese Kulm berufen. 1927 wurde ihm der Titel eines Päpstlichen Hausprälaten verliehen.

Zu deutsch oder zu polnisch?

Sawickis Lehrtätigkeit in Pelplin, seine Vortagsreisen und seine wichtigsten Veröffentlichungen fielen in eine Zeit weitreichender politischer und gesellschaftlicher Umwälzungen in seiner Heimat. Gemäß den Bestimmungen des Versailler Vertrages von 1919 wurde der größte Teil Westpreußens ohne Volksabstimmung dem wiederentstandenen Staat Polen zugeschlagen

und bildete dort die Woiwodschaft Pommerellen (*Województwo Pomorskie*). Die Mehrheit der deutschsprachigen Bevölkerung lehnte eine Option für Polen ab und zog es vor, in das Deutsche Reich überzusiedeln, so dass Pommerellen Ende der 1920er Jahre nur noch etwa 10 Prozent Bevölkerung deutscher Muttersprache hatte – vor dem Ersten Weltkrieg hatte der Anteil bei über 40 Prozent gelegen. Die verbliebenen Deutschen verhielten sich zwar loyal gegenüber dem polnischen Staat, erfuhren jedoch massive gesellschaftliche Benachteiligung. Somit hatten sich die soziopolitischen Verhältnisse gegenüber der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg genau umgekehrt. Sawicki versuchte, beiden Seiten gerecht zu werden, fühlte er sich doch aufgrund seiner Herkunft Deutschland und Polen gleichermaßen verbunden. Eine ähnlich vermittelnde Linie nahm Bischof Rosentreter ein, der auf einem Diözesankatholikentag in Dirschau 1924 die Erneuerung Polens als einen Akt göttlicher Gerechtigkeit bezeichnete. Durch seine zahlreichen Veröffentlichungen war Sawicki zunächst in Deutschland bekannter als in Polen, was sich nach und nach änderte, da er zunehmend in polnischer Sprache publizierte. Bis in die 1930er Jahre blieb er unbehelligt. Allerdings ist anzunehmen, dass die bereits erwähnten Rufe an mehrere deutsche und polnische Universitäten letztlich scheiterten, weil er – zugespitzt formuliert – den einen als »zu polnisch« und den anderen als »zu deutsch« galt. In seiner Autobiographie bemerkte er dazu mit resigniertem Unterton: »So ist mein Leben mit Pelplin verknüpft geblieben, und ich habe den kleinen Ort mit seiner stillen Beschaulichkeit [...] trotz seiner Enge lieb gewonnen«⁵.

Indem Sawicki die Vorstellung einer »deutschen Nationalreligion« als unvereinbar mit dem wahren

Christentum verwarf und wiederholt die Rassenlehre kritisierte, weil sie im Widerspruch zur Würde des Menschen als Ebenbild Gottes stehe, die eine Unterscheidung in höhere und minderwertige Rassen ausschließe, konnte es nicht ausbleiben, dass er ins Visier der Nationalsozialisten geriet. Selbst nach 1933 hat er seine Position wiederholt öffentlich geäußert, unter anderem in einem Vortrag »Rasse und Weltanschauung. Zu den Problemen des modernen Rassismus« (1935), der kurz darauf veröffentlicht wurde. Er nahm dafür auch Zurechtweisungen seitens der katholischen Kirche und des polnischen Staates in Kauf, die sich trotz aller Schwierigkeiten beide um ein gedeihliches Verhältnis zum Dritten Reich bemühten.

Wie weit der Hass des NS-Regimes auf den im abgelegenen Pelplin lebenden Prälaten reichte, sollten die Jahre 1938 und 1939 zeigen. Sawickis Name geriet in die Schlagzeilen, als im Frühjahr 1938 infolge der Resignation von Bischof Eduard O'Rourke in Danzig eine Neubesetzung des Bischofsstuhls anstand. Der Heilige Stuhl nominierte Sawicki als Nachfolger, was in der nationalsozialistisch beherrschten Presse der Freien Stadt einen Proteststurm auslöste – vordergründig wegen der polnischen Staatsbürgerschaft des Kandidaten, in Wirklichkeit aber wegen dessen allgemein bekannter Haltung gegenüber der NS-Ideologie. Nachdem selbst Kardinalstaatssekretär Eugenio Pacelli bei den staatlichen Institutionen vergeblich interveniert hatte, zog der Heilige Stuhl die Nominierung Sawickis zurück und berief stattdessen am 13. Juni 1938 den Danziger Dompfarrer Carl Maria Splett zum neuen Bischof, der als Bürger der Freien Stadt vom Senat akzeptiert wurde.

Zwischen allen Stühlen

Nach dem Überfall des Dritten Reichs auf Polen am 1. September 1939 wurde Westpreußen einer der ersten Kriegsschauplätze. Von Anfang an zielte die NS-Besatzungspolitik auf die Vernichtung nicht nur der jüdischen Bevölkerung, sondern auch der polnischen Intelligenz, zu der die katholische Geistlichkeit zählte. In der Diözese Kulm wurde schon am 20. Oktober 1939 ein Exempel statuiert: Fast alle Domherren fielen einem Massaker der SS zum Opfer. Nur zwei Geistliche überlebten: Weihbischof Konstantyn Dominik, der erkrankt war und sich an jenem Tag nicht in Pelplin aufhielt, und Franz Sawicki. Letzterer war zwar verhaftet worden, wurde aber durch Eingreifen von höchster Stelle nur in der Bibliothek des Priesterseminars unter Hausarrest gestellt und nach einigen Tagen wieder freigelassen. Vom 1. November 1939 an übernahm er als einziger verbliebener Geistlicher die Seelsorge in Pelplin.

Über die genauen Hintergründe seiner Verschönerung herrschte lange Zeit Unklarheit, so dass Sawicki nach Ende des Krieges von offizieller polnischer Seite Misstrauen entgegengebracht wurde. In Pelplin hingegen war er nach wie vor beliebt. Im Prozess gegen Bischof Splett wurde Sawicki im Januar 1946 in Danzig

als Zeuge vernommen. In diesem Zusammenhang sollen auch die Umstände seines Überlebens des Pelpliner Massakers erhellt worden sein; sie blieben jedoch jahrzehntelang Verschlussache. Heute weiß man, dass Sawicki seine Rettung der Intervention von SS-Obersturmbannführer Wilhelm August Patin zu verdanken hatte. Patin, ein Cousin Heinrich Himmlers, war promovierter Theologe und Stiftskanoniker an Sankt Kajetan in München gewesen, wurde aber schon 1932 Mitglied der SS und arbeitete zunächst in München, später in Berlin als Referent für katholische Fragen; 1936 legte er seine geistlichen Ämter nieder; 1938 trat er aus der Kirche aus. Vielleicht schätzte er Sawickis wissenschaftliches Werk, vielleicht waren sie sich in den 1920er Jahren einmal persönlich begegnet – warum Patin sich für Sawicki einsetzte, lässt sich nicht mit absoluter Sicherheit klären.



Franz Sawicki um 1948

Nach 1945 konnte Sawicki aus gesundheitlichen Gründen seine Lehrtätigkeit nur noch eingeschränkt fortsetzen. Die Verbrechen des nationalsozialistischen Regimes in Polen und der Krieg insgesamt werden ihn, den großen Befürworter der Humanität und des Ausgleichs – der »Synthese« –, zutiefst erschüttert haben. Ebenso schwer traf ihn der Hass der Polen auf alles Deutsche, fühlte er sich doch beiden Nationen zugehörig. Trotz allem blieb er seiner »Philosophie des Lebens« treu. Von kirchlicher Seite wurde sein Einsatz unter anderem 1945 mit der Berufung zum Domdekan sowie 1948 zum infulierten Dompropst gewürdigt, wodurch er das Recht erhielt, eine Mitra zu tragen, was in der Regel Bischöfen vorbehalten ist. 1951 erhielt er die Ehrendoktorwürde der Katholischen Universität Lublin.

Franz (Franciszek) Sawicki verstarb am 7. Oktober 1952 in Pelplin. In den Sarg wurde ihm – gewissermaßen als geistliches Testament – auf seinen Wunsch hin ein Exemplar seiner 1948 veröffentlichten Abhandlung *Deus Caritas est*⁶ gelegt.

Das Vermächtnis

Sawickis Rang als Philosoph und Theologe lässt sich daran erkennen, dass seine Vorlesungsmanuskripte in den theologischen Fakultäten Polens lange Zeit für die Ausbildung herangezogen wurden. Sein Denken inspirierte auch den jungen Theologiestudenten Karol Wojtyła,

der sich 1979 als Papst Johannes Paul II. in einer Katechese ausdrücklich auf ihn berief. In Deutschland geriet er dagegen in Vergessenheit. Erst in den letzten Jahren wurde er wiederentdeckt. Einige seiner Schriften erschienen als Neuauflage, so z. B. *Wert und Würde der Persönlichkeit im Christentum*, das im *Lexikon der theologischen Werke* von den renommierten katholischen und evangelischen Herausgebern zu den Werken gezählt wird, »welche in der gegenwärtigen theologischen Forschung und Lehre unverzichtbare Quellen und maßgebende Orientierung darstellen«⁷.

Als Persönlichkeit in einem gemischtnationalen und gemischtkonfessionellen Umfeld kommt Franz oder Franciszek Sawicki aber noch eine andere Bedeutung zu. In seiner Vita manifestiert sich die Tragik des »schwebenden Volkstums«: Trotz widriger politischer Umstände stets auf Versöhnung bedacht und am Ideal eines friedlichen respektvollen Miteinanders von Deutschen und Polen auf Augenhöhe festhaltend, saß er Zeit seines Lebens zwischen allen Stühlen. Zugleich hat er mit seinem bewussten Leben in zwei Nationalitäten ein Zeichen gesetzt. So kommt ihm heute, da nicht nur in Deutschland und Polen, sondern in ganz Europa und darüber hinaus längst überwunden geglaubtes nationalistisches Gedankengut eine Renaissance erfährt, höchste Aktualität zu. Stimmen wie die seine sollten nicht ungehört verhallen.

✚ Barbara Wolf-Dahm

LITERATURHINWEISE

- Maria Wojtczak: »Franz oder Franciszek Sawicki – ein deutscher und polnischer Denker«, in: *Studia Germanica Posnaniensia* 24 (1999), S. 153–160.
- Jarosław Babiński: »Franz Sawicki – ein Denker von großer Aktualität. Zu seinem 60. Todesjahr«, in: *Trierer Theologische Zeitschrift* 122 (2013), S. 48–65.
- Leszek Molendowski: »Sawicki Franciszek, duchowny katolicki«, in: *Gedanopedia – Encyklopedia Gdańska*, Gdańsk 2012–2023, https://gdansk.gedanopedia.pl/index.php?title=SAWICKI_FRANCISZEK_duchowny_katolicki&oldid=122644 [zuletzt gesehen 2.8.2023].



Grab Sawickis in Pelplin

1 Ein besonderer Dank gilt dem Direktor des Diözesanarchivs Pelplin, Prälat Prof. Dr. Anastazy Nadolny, der die beiden in diesem Beitrag gezeigten Porträtfotos Franz Sawickis zur Verfügung gestellt hat.

2 »Franz Sawicki«, in: *Die Religionswissenschaft der Gegenwart in Selbstdarstellungen*, hrsg. v. Erich Stange, Bd. 3, Leipzig 1927, S. 127–165; hier S. 127.

3 Ebd., S. 128.

4 Ebd., S. 130.

5 Ebd.

6 Franciszek Sawicki: »Deus Caritas est«, in: *Ateneum Kapłańskie* 48 (1948), S. 209–236, 313–326, 417–450; Sonderdr., Włocławek 1948; u. d. T. *Bóg jest Miłością*, Kraków 1949; dt. Übers. u. d. T. *Gott ist die Liebe*, Paderborn 1955; Nachdr. u. a. Pelplin 2002.

7 *Lexikon der theologischen Werke*, hrsg. v. Michael Eckert, Eilert Herms, Bernd Jochen Hilberath u. Eberhard Jüngel, Stuttgart 1903; Zitat im Vorwort, S. XIII; Art. zu Sawickis Werk, ebd., S. 806.



Die imposante Fassade des Museums von der Strandseite der Ostsee aus betrachtet: Durch den hellen, vorgezogenen Wintergarten führt der Weg über die von einer schmucken Balustrade begrenzten Terrasse und Treppen hinab in den großzügigen Garten.

FOTOS: URSULA ENKE

Großbürgerliche Wohnkultur in einem mondänen Badeort

Ein vielfältiges Themenspektrum für das »Museum von Zoppot«

Von Ursula Enke

Als im Frühjahr des Jahres 1904 die Bauarbeiten abgeschlossen waren und die Familie des wohlhabenden Danziger Kaufmanns Ernst August Claaszen (1853–1924) ihre – vom ortsansässigen Baumeister Walter Schulz entworfene – Villa in Zoppot beziehen konnte, muss dieses neue Gebäude gewiss viel Beachtung und Bewunderung hervorgerufen haben: Stolz und prächtig erhob es sich weit sichtbar in unmittelbarer Nähe des Ostseestrandes und entsprach mit seinen Türmchen, Erkern und Balkonen gänzlich dem Geschmack der Epoche.

Heute verbirgt sich das Gebäude eher inmitten eines reichen Baumbestandes, gerade jetzt im Herbst von malerischer Schönheit, übt jedoch, sobald man es entdeckt hat, weiterhin einen großen Reiz aus, insbesondere, da es inzwischen seine Pforte für Interessenten öffnet: Was an kostbarem Interieur die Familie und ihre illustren Gäste umgab und einst dem gemeinen Blick verborgen blieb, darf nunmehr geschaut und bestaunt werden; denn anlässlich der 100-Jahr-Feier zur Gründung der Stadt Zoppot wurde 2001 die Claaszensche Villa ihrer neuen Bestimmung zugeführt, aufwändig saniert und für ein Museum hergerichtet, das einerseits von dem eleganten Lebensstil einer gutbürgerlichen Familie vor Ort erzählen und andererseits in Sonderausstellungen breitgefächerte Aspekte aus der Stadt- und Regionalgeschichte aufgreifen will.

Auf Informationstafeln sowie durch einen mit Zeichentrickelementen und zahlreichen historischen Aufnahmen unterhaltsam gestalteten Film erfährt der Besucher viel Wissenswertes über das Haus und seine Bewohner. Ernst August Claaszen, dessen Vorfahren als Handwerker über Generationen in Danzig ansässig waren, hatte der lukrative Handel mit Zucker zu einem nicht nur reichen, sondern auch wohlangesehenen Geschäftsmann gemacht, infolgedessen er mit diversen ehrenvollen Ämtern betraut wurde; so war er u. a. Generalvertreter der Berliner Daimler-Motorenwerke für Westpreußen und wurde für die Provinz sogar zum Kulturagenten der Vereinigten Staaten von Amerika berufen. Sein wachsendes Vermögen erlaubte es ihm um die Jahrhundertwende, mehrere begehrte Baugrundstücke in Zoppot zu erwerben und als Ausweis der reichen Ernte seiner Arbeit ein prachtvolles Anwesen errichten zu lassen.

Das Glück jedoch währte nicht lange, denn der Erste Weltkrieg nahm der Familie den einzigen Sohn, einen promovierten Juristen, sowie der ältesten Tochter ihren Ehemann und stürzte überdies das ehemals blühende Unternehmen letztlich in den finanziellen Ruin. In tiefe Depression verfallen, nahm sich Claaszen 1924 das Leben, die Witwe musste die Villa an den Danziger Fabrikbesitzer Herbert Meltzner verkaufen; nach 1945 wurde sie verstaatlicht und später zu einem beliebten Rückzugsort namhafter polnischer Prominenter aus-



Der vornehme Essraum der Familie Claaszen, der zugleich den Blick freigibt in den begrünten sonnigen Wintergarten: Einen Videofilm über das Museum in einen kostbaren Gemälderahmen zu präsentieren, ist ein die Aufmerksamkeit anziehender, gekonnter Stilbruch.



Informative Bildtafeln, umrahmt von aussergewöhnlichem Interieur, führen den heutigen Besucher in die Welt des Großbürgertums in Sopot zum Beginn des 20. Jahrhunderts ein.

Dieser rollbare Weinkühler gilt als ein besonders wertvolles, da in polnischen Museen äußerst seltenes Exponat, das Ende des 18. Jahrhunderts in England aus Mahagoni, oxidiertem Weißblech und Messing gearbeitet wurde.



Ein Gefühl von gepflegter Behaglichkeit macht sich mit dem Blick auf diese Chippendale-Sitzgruppe und die wirkungsvollen Fensterumrahmungen breit.



In den variantenreich gestalteten Türen der Villa verbinden sich wie selbstverständlich Elemente des Jugendstils mit volkstümlich kaschubischen Motiven.

erkoren. In den letzten drei Jahrzehnten vor der Museumsgründung beherbergte das Haus eine psychologisch-pädagogische Beratungsstelle.

Heute zeigt das Museum im Hochparterre die repräsentativen Räume der Familie; sie sind reich ausgestattet und lassen noch viel von dem Glanz vergangener Tage erahnen. Über 10.000 historische Gegenstände und Kunstwerke soll die Sammlung des Museums mittlerweile umfassen. Manche dieser Objekte wurden von Bürgern der Stadt gespendet. Von herausragender Bedeutung allerdings erwiesen sich jene Schätze, die Ruth Asta Koch, die jüngste Tochter des Ehepaares Claaszen, den Kuratoren überließ.

Sie hatte 1934 den dänischen Generalkonsul Harald Koch in Danzig geheiratet, der allerdings schon zwei Jahre später verstarb. Aufgrund ihrer Eheschließung konnte sie aber noch 1944, als sich die Niederlage des Großdeutschen Reichs bereits deutlich abzeichne-

te, ein Visum für Dänemark erhalten, einige der Familienerbstücke, Möbel und Kunstwerke, die Ernst August Claaszen einst zusammengetragen hatte, dorthin vorausschicken und mit ihrer Mutter Martha nach Kopenhagen gehen. 2001 lebte sie hochbetagt in Bad Pyrmont und konnte bei der Konzeption des Museums nun wesentliche Hinweise geben, denn viele alte private Fotografien gewährten die Möglichkeit, die Rekonstruktion der Räume sehr präzise zu planen.

Nach Ruths Tode 2005 gaben die Erben sogar das gesamte Familienarchiv sowie edle Danziger Möbel, den barocken Kronleuchter und Kunstwerke, aber auch persönliche Schmuck- und Kleidungsstücke als Schenkung an das Geburtshaus von Ruth Asta Koch. Diesem glücklichen Umstand ist es letztlich zu verdanken, dass sowohl das histo-



Die Ausstellung über »Badegäste und Touristen« ist reich bestückt mit anschaulichen Bild- und Texttafeln, setzt Monitore zur weiteren Erkundung ein und gestaltet Vitrinen vielseitig – in diesem Falle sind es beliebte hochwertige Souvenirs aus Porzellan und Glas.



Dieses Beispiel für den Chic eleganter Bademode vor über hundert Jahren vermag ebenso zu amüsieren wie die detaillierte Auflistung der damaligen Preise: etwa für ein normales heißes Bad acht Gute Groschen und damit ebenso viel wie für einen Badewagen, während ein kaltes Bad nur zwei Gute Groschen kostete.

Ausschnitt von einem Kachelstisch mit bekannten Motiven beliebter Reiseziele. In den Holzrahmen sind die vertrauten Liedverse Joseph von Eichendorffs geschnitzt: »Wem Gott will rechte Gunst erweisen, den schickt er in die weite Welt« – vielleicht eine Anspielung auf die Lehrjahre Ernst August Claaszen, die er im weltläufigen London verbrachte und die ihm späterhin bei seinen Handelsbeziehungen von großem Nutzen waren.



rische Gebäude als auch die Lebendigkeit und das Flair vergangener großbürgerlicher Wohnkultur authentisch bewahrt werden konnte.

Durch aufwändig gestaltete Türen, die ein besonderes Augenmerk verdienen, betritt der Besucher den großzügigen Ess- und Wohnbereich, der wirkungsvoll Raum gibt für kostbare Möbel und Standuhren, denen eine große Leidenschaft des Hausherrn galt. Einladend sind Tische mit erlesenen Porzellanen gedeckt, und die Wände schmücken prächtige Blaker, Gemälde und Stiche, die der kunstsinnige Ernst August Claaszen ebenso gesammelt hatte wie eine Fülle von niederländischen Fayencen, die in ihrem Stil nicht zuletzt an die niederländischen Wurzeln seiner Familie erinnern. Einen deutlich anderen Akzent setzt der sich anschließende lichtdurchflutete Wintergarten mit seinen filigranen Blumenbänken, leichten Rattanmöbeln oder dem zierlichen Bambus-Vogelkäfig. Von hier aus gleitet der Blick über die hochgelegene Terrasse und die gepflegte Gartenanlage bis hinaus auf das weite Meer.

Im oberen Geschoss der Villa befanden sich die Schlafzimmer der Familie, das größere für die Eltern und die drei kleineren für die Kinder; nun bieten sie ausreichend Platz für Sonderausstellungen, die ein breites Spektrum der Lokal- und Regionalgeschichte abdecken. Die Vielfalt der Themen spiegelt sich im breiten Angebot ansprechender Kataloge und weiterer eigener Publikationen wider, die der Museumsshop bereithält. Beispielhaft genannt seien zum einen die Ausstellung »Paul Puchmüller. Der Architekt, der Zoppot in eine Stadt verwandelt hat«, die im Jahr 2009 große Aufmerksamkeit gefunden hat – und bei der ebenfalls ein Nachfahre, ein Puchmüller-Enkel, die Ausstellung mit Familienstücken bereichern konnte, zum anderen die 2021 veranstaltete umfangreiche Präsentation von Photographien, die John (Johannes Theodor) Faltin von 1892 an über zwei Jahrzehnte aufgenommen hat. Als Einwohner der Stadt und passionierter Amateur-Fotograph dokumentierte der 1846 geborene Faltin die gerade in dieser Zeit stürmische Entwicklung des Kurortes zu einer reichen mondänen Stadt.

Im Sommer des Jubiläumsjahres 2023 – 1823 hatte der Arzt Johann Georg Haffner von der preußischen Regierung die Erlaubnis erhalten, in Zoppot eine Badeanstalt mit einem Kurbetrieb einzurichten – zeigt das Museum, um noch ein drittes Beispiel zu nennen, einen Teil einer Doppelausstellung, die den Titel »Touristen und Badegäste« trägt. Jeweils aus der Perspektive der Besucher und Stammgäste wurde hier die Geschichte des Badeortes Zoppot erzählt, während parallel dazu in Zakopane – das vor 90 Jahren, 1933, die Stadtrechte erhalten hatte – die Entfaltung des dortigen Wintersportzentrums verfolgt wird.

Zum Profil des Hauses gehört – wie auch schon in diesem Falle – das erfolgreiche Bemühen um Kooperationen. Besonders eng gestaltete sich dabei die Zusammenarbeit mit dem Erkenbert-Museum in der deutschen Partnerstadt Frankenthal. Zudem organisiert das Museum Vortragsreihen und wissenschaftliche Konferenzen. So ist für den Oktober z. B. eine internationale, gemeinsam mit der Gemeinde Heringsdorf ausgerichtete Tagung geplant, die sich mit der Architektur der Bäder im Baltikum beschäftigen soll.

Nicht zuletzt markiert die engagiert betriebene Bildungsarbeit einen wesentlichen Schwerpunkt der Tätigkeiten. Dies belegt beispielhaft die Teilnahme an den Aktionen des Jahres 2022, das der Erinnerung an Maria Grzegorzewska (1887–1967) gewidmet war. Diese hochverehrte Pädagogin hat in Polen die Sonderpädagogik begründet und unverwandt die respektvolle Hinwendung zu Menschen mit geistigen Einschränkungen propagiert.

Hiermit rundet sich das Gesamtbild: Mit seiner Sammlungstätigkeit, der konservatorischen Arbeit, seinem attraktiven Ausstellungsprogramm, der internationalen Vernetzung und seinen vielfältigen weiteren Aktivitäten wird das Museum von der Stadtgesellschaft gewiss wertgeschätzt – und ein Besuch kann auch den Neugierigen unter den Gästen Zoppots vorbehaltlos anempfohlen werden.

st

Die afrodeutsche Familie von Mandenga Diek aus Danzig

Eine Odyssee durch die Fährnisse der jüngeren deutschen Geschichte

Vielleicht bedurfte es erst des 2018 gedrehten britischen Filmdramas *Where hands touch*, dessen Plot von der tragischen Liebe zwischen einem schwarzen Mädchen und dem Sohn eines Nazi-Generals handelt, um ein breiteres Publikum auf die Existenzbedingungen der schwarzen Deutschen während des Dritten Reichs aufmerksam zu machen, – Existenzbedingungen, die der afrodeutsche Schauspieler und Journalist Theodor Wonja Michael (1925–2019) als Zeitzeuge mit dem lakonischen Satz charakterisierte: »Man tötete uns nicht, man ließ uns aber auch nicht leben«.

Die Jahre der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft bilden aber nur eine, wenngleich beklemmende Phase in der mehr als hundert Jahre umfassenden Geschichte von schwarzen Deutschen, die durchaus von Erfolgen der Integration, vor allem aber bis heute von Diskriminierungen geprägt worden ist. Zudem ist die »Entdeckung« dieses Themas nicht Filmstudios vorbehalten geblieben; denn schon seit bald dreißig Jahren liegen Publikationen vor, die das Schicksal afrodeutscher Menschen schildern und problematisieren. Hierzu zählen insbesondere die Titel *Farbe bekennen. Afro-deutsche Frauen auf den Spuren ihrer Geschichte* (1986)¹ und *Eine afro-deutsche Geschichte: Zur Lebenssituation von Afrikanern und Afro-Deutschen in Deutschland von 1884 bis 1950* (1997)². Dadurch trat eine Bevölkerungsgruppe ans Licht der Öffentlichkeit, die zuvor kaum wahrgenommen worden war, und zugleich wurde deutlich, dass deren Geschichte (abgesehen von Einzelfällen aus der Frühen Neuzeit) bis in das späte 19. Jahrhundert zurückreicht.

Sicherlich auch durch die aktuellen postkolonialistischen Debatten gefördert, ist diese Thematik in jüngerer Zeit anscheinend noch erheblich stärker in den Fokus des allgemeinen Interesses gerückt, denn die genannten Publikationen sind beide im Jahre 2020 in Neuauflagen erschienen, und das Berliner SCHÖNEBERG MUSEUM zeigt seit Januar 2023 eine Sonderausstellung, die »Geschichten schwarzer Menschen in Tempelhof-Schöneberg« erzählt und den Haupttitel *Auf den Spuren der Familie Diek* trägt. Damit wendet sie sich einer Familie zu, die bereits in der Kaiserzeit gegründet wurde, die kontinuierlich bis in die heute lebende fünfte Generation verfolgt



Blicke in die Ausstellung Auf den Spuren der Familie Diek. Geschichten Schwarzer Menschen in Tempelhof-Schöneberg im SCHÖNEBERG MUSEUM

werden kann und deren Geschichte besonders breit dokumentiert ist. Sie bietet somit die Möglichkeit, die Situation von Afrikanern und Afrodeutschen in den Fährnissen der deutschen Geschichte seit dem Kaiserreich exemplarisch zu erschließen.

Die Geschichte begann 1891 mit der Ankunft von Mandenga Diek in Hamburg. Er gehörte gemeinsam mit seinem Bruder zu afrikanischen Männern, die aus verschiedenen Gründen zu mehreren Tausenden aus der damaligen deutschen Kolonie Kamerun nach Deutschland verbracht wurden. Mandenga entschied sich für eine Schusterlehre, sein Meister ließ ihn zwar im Schaufenster arbeiten, wo er – im Sinne der von Hagenbeck veranstalteten »Völkerschauen« – als »exotische Kuriosität« Kunden anziehen sollte; gleichwohl beendete er seine Lehre mit der Gesellenprüfung, die er sogar mit einer Auszeichnung bestand. Danach entschloss er sich, Kaufmann zu werden. Schon 1897 beantragte und erhielt er seine Einbürgerung, und ein Jahr später heiratete er eine Hamburgerin.

1 Katharina Oguntoye, May Opitz/Ayim und Dagmar Schultz: *Farbe bekennen. Afro-deutsche Frauen auf den Spuren ihrer Geschichte*. Berlin 1986. Neuauflage 2020.

2 Katharina Oguntoye: *Eine afro-deutsche Geschichte: Zur Lebenssituation von Afrikanern und Afro-Deutschen in Deutschland von 1884 bis 1950*. Berlin 1997. Neuauflage 2020 u. d. T. Schwarze Wurzeln: *Afro-deutsche Familiengeschichten von 1884 bis 1950*. Berlin 2020.



Mandenga Diek mit seinen beiden Töchtern Erika und Doris (Wie in gut situierten Familien dieser Zeit üblich, war Mandenga Diek begeistert von der neuen Technik der Fotografie und machte viele Familienfotos.)



FOTOS: PRIVATARCHIV KATHARINA OGUNTUYE

Doris Diek bei der Einschulung (Die Mutter band ihr die im Kaiserreich typischen großen Haarschleifen, die sie in der Familie »Propeller« nannten. Die Schultüte ist eine sehr deutsche Tradition und zeigt Doris als ein afro-deutsches Mädchen.)

Das Leben in Hamburg verlief allerdings nicht unproblematisch – vermutlich wurde die Eheschließung mit einer Weißen in der bürgerlichen Gesellschaft nicht goutiert; zudem könnten die beruflichen Erfolge des schwarzen Geschäftsmanns Konkurrenzneid hervorgerufen haben. In jedem Falle bemühte sich Mandenga Diek, wieder nach Kamerun zurückzukehren. Als diese Pläne scheiterten, siedelte er 1914 als Großhandelsvertreter einer Export-Import-Firma nach Danzig um. Da er inzwischen von seiner Hamburger Ehefrau geschieden worden war, heiratete er 1919 Emilie Wiedelinski, die aus einem kleinen ostpreußischen Dorf stammte. In der Familie der Braut rief diese Partnerwahl große Irritationen hervor. Emilies Mutter, die zuvor in ihrem Leben gewiss noch keinem Schwarzen begegnet war, empörte sich über die Eheschließung derart, dass sie nicht zur Trauung erschien. Die Heftigkeit, mit der der Schwiegersohn abgelehnt wurde, soll sich in den Folgejahren aber abgeschwächt haben.

1919 wurde dem Ehepaar die erste Tochter, Erika, geschenkt, und ein Jahr später erblickte ihre Schwester Dorothea das Licht der Welt. Der Vater, inzwischen Bürger der Freien Stadt geworden, vermochte seiner Frau und seinen Kindern ein Leben auf relativ großem Fuß zu ermöglichen. Die Familie konnte sich in einer vornehmen Gegend eine günstig gelegene und geräumige Wohnung leisten. Mandenga Diek war Mitglied in einem Zug der Freiwilligen Feuerwehr und verhielt sich, nach dem Zeugnis seiner Töchter, stets »deutsch« und »kaisertreu«. Er habe auch bei den Mitbürgern hohes Ansehen genossen, und dies als wohl einziges afrikanischstämmiges Mitglied dieser gesellschaftlichen Kreise. Ansonsten nahmen die Danziger Schwarze lediglich zuweilen als Matrosen von Handelsschiffen oder in einer Zirkusmanege wahr.

Die beiden Töchter besuchten ein privates Mädchenlyzeum. Nach den Vorstellungen ihres Vaters sollten sie bald nach dem Schulabschluss heiraten; Dorothea wollte aber Modezeichnerin werden, und ihre Schwester träumte sogar von einer Karriere als Medizinerin. Sie erinnerten sich, dass sie in Danzig eine »behütete Kindheit« hatten – auch wenn sie gelegentlich Diskriminierungen im Alltag erfuhren. Als sie heranwuchsen, warnte ihre Mutter sie zudem, dass sie sich der Differenz zu ihren weißen Mitschülerinnen bewusste sein und sich nicht vorschnell mit Jungen einlassen sollten, die ein schwarzes Mädchen gerne nur einmal »ausprobieren« würden.

In den frühen 1930er Jahren begannen über der Familie dunkle Wolken eines zunehmenden aggressiven Rassismus aufzuziehen. Wegen ständiger Anfeindungen mussten die beiden Mädchen von der Schule genommen werden. Nachdem die Nationalsozialisten 1933 im Volkstag die absolute Mehrheit errungen hatten, änderte sich sogar die Haltung von engsten Verwandten: Emilies Schwester erklärt ihr, dass sie in ihrem Hause stets willkommen sei – allerdings nur noch ohne ihren Mann und ohne ihre Kinder. Mandenga Diek musste nun seine Lebensmittelgroßhandlung schließen, weil die meisten seiner bisherigen Kunden die Geschäftsbeziehungen abbrachen. Danach fand er eine Anstellung bei einer Firma, aber nur für kurze Zeit, weil sie einem jüdischen Eigentümer gehörte und deshalb alsbald enteignet wurde. Unter dieser Voraussetzung musste die Familie ihre große Wohnung im Zentrum von Danzig verlassen.

Als besonders schmerzhaft empfanden die beiden Töchter diese schwerwiegenden Veränderungen, zumal sie nun selbst von engen Freundinnen abgelehnt und gemieden wurden. Dorothea berichtete, dass sie 1935 aus dem *Danziger Turn- und Fechtverein* ausgeschlossen worden sei und alle Hoffnungen auf eine Ausbildung als Modezeichnerin hätte begraben müssen. Nach dem Abschluss der Mittelschule besuchte sie die polnische Handelsschule; da sie die notwendigen Sprachkenntnisse aber nicht kurzfristig zu erwerben vermochte, musste sie diese Ausbildung wieder abbrechen. Wege zu einer beruflichen Tätigkeit waren damit weitgehend versperrt. Eine Alternative konnte ein schwarzes Mädchen in dieser Zeit aber finden, wenn sie – als Tänzerin auftrat.

An diesem Punkt wurde Dorothea von einem Freund ihrer Schwester Erika unterstützt, der ihr kleine Rollen in Filmen vermitteln konnte, weil er selbst ein renommierter und vielbeschäftigter

tigter Bühnen- und Filmschauspieler war. Es handelte sich um den ebenfalls aus Kamerun stammenden Ludwig M'bebe Mpressa (1892–1951), der vor allem unter seinem Künstlernamen Louis Brody große Bekanntheit genoss. 1938 schlossen Erika und Ludwig die Ehe, und ein Jahr später wurde ihre gemeinsame Tochter Beryl noch in der Danziger St. Joseph-Kirche getauft. Die Familie zog nach Berlin, in die Nähe der großen Studios, um dort allerdings feststellen zu müssen, dass sie in der Reichshauptstadt noch erheblich stärker Feindseligkeiten und Schikanen ausgesetzt war als zuvor in Danzig. Louis Brody wurde sogar unter Androhung eines Berufsverbots, wenn nicht von KZ-Haft, genötigt, Rollen anzunehmen und zu verkörpern, in denen er gegen seine innersten Überzeugungen die kruden rassistischen Stereotypen der nationalsozialistischen Ideologie bedienen musste.

Aber auch in Danzig wurde die Lage der anderen Familienmitglieder immer prekärer. Nach dem Kriegsausbruch wurde Dorothea verpflichtet, bei einer Tiefbaufirma als Sekretärin zu arbeiten. Im November 1939 wurden allen dreien ihre Pässe abgenommen, und sie erhielten keine Lebensmittelkarten für Deutsche mehr, sondern diejenigen für Polen, bei denen die Rationen deutlich reduziert waren.

Da Kamerun, das Herkunftsland von Mandenga Diek, nach dem Ersten Weltkrieg als Mandatsgebiet des Völkerbundes unter britische und französische Verwaltung gestellt worden war, konnte die Familie die französische Staatsangehörigkeit beantragen, die sie auch tatsächlich erhielt, die ihr aber sogleich wieder aberkannt wurde. Aus unbescholtenen Bürgern der Freien Stadt Danzig waren nunmehr Staatenlose geworden. Auch eine von den Machthabern in Aussicht gestellte Auswanderung nach Kamerun ließ sich aufgrund unannehmbarer Bedingungen nicht realisieren, und diese Hoffnung zerschlug sich gänzlich, als Mandenga Diek 1943 plötzlich an einem Schlaganfall verstarb.

Bis zum Zusammenbruch des Dritten Reichs wurde Dorothea auf der Danziger Werft zu schweren körperlichen Arbeiten eingesetzt und entging nur dank einer glücklichen Fügung einer Zwangssterilisation. Nach dem Ende des Krieges verließ sie mit ihrer Mutter die völlig zerstörte Heimatstadt. Die beiden gingen zunächst nach Bromberg, wo ihnen – diesmal von sowjetischen Dienststellen – neuerlich die Möglichkeit angeboten wurde, nach Afrika auszuwandern. Auch diesmal verzichteten sie darauf, machten sich il-



May Ayim, Katharina Oguntoye, Dagmar Schultz (Hrsg.)

Farbe bekennen. Afro-deutsche Frauen auf den Spuren ihrer Geschichte

Neuaufgabe mit einem Vorwort von Katharina Oguntoye
Berlin: Orlanda, 2020
308 S., Klappenbroschur, € 18,50
ISBN 978-3-944666-20-4



Katharina Oguntoye

Schwarze Wurzeln: Afro-deutsche Familiengeschichten von 1884 bis 1950

Berlin: Orlanda, 2020
232 S., Klappenbroschur, € 18,-
ISBN 978-3-944666-62-4

legal auf den Weg nach Berlin – und konnten dort schließlich Erika, ihren Mann und deren Tochter wiedersehen.

Das nackte Leben gerettet zu haben und neuerlich als Familie zusammenkommen zu dürfen, bedeutete in der Nachkriegszeit schon ein großes Glück. Dieses Ende der Odyssee darf aber keinesfalls über das Ausmaß an Vorurteilen und massiven Diskriminierungen hinwegtäuschen, die Afrodeutschen in diesem Land zugemutet worden sind – und die bis heute immer noch virulent sind.

Gerade die fortwährende Problematik rassistischer Vorstellungen und Äußerungsweisen gibt zu erkennen, wie verdienstvoll die aktuelle Ausstellung im SCHÖNEBERG MUSEUM sowie die zugrunde liegenden Forschungsarbeiten der Historikerinnen wie Katharina Oguntoye sind. Sie lenken den Blick auf eine im öffentlichen Diskurs oftmals »vergessene« Gruppe der deutschen Bevölkerung und auf deren spezifische Traumatisierungen. Und nicht zuletzt leisten sie mit der Erzählung vom Schicksal der Familie Diek einen wichtigen Beitrag zur Danziger Stadtgeschichte, der sie eine weitere, bislang unbekannt Facette hinzufügen. **st** Joanna Szkolnicka

- Die Veröffentlichung der Photographien aus der Ausstellung geschieht mit freundlicher Erlaubnis des Bezirksamts Tempelhof-Schöneberg von Berlin.
- Die Reproduktionen der Bilddokumente geschehen mit freundlicher Genehmigung von Katharina Oguntoye / Privatarchiv.

VERSÖHNUNG DURCH WAHRHEIT

Andreas Kalckhoff zeigt anhand des Postelberg-Massakers, wie Aufarbeitung von Vertreibungsverbrechen und ein gemeinsames »Entlügen« der Geschichte gelingen können.

Die Forderung, gemeinsam die Geschichte zu »entlügen«, ist seit Jahrzehnten prägend für zivilgesellschaftliche Dialoge zwischen Deutschland und seinen ostmitteleuropäischen Nachbarn. Dies gilt, seitdem das bedeutungsgleiche Schlagwort »odklamanie« in der Oppositionsbewegung während der Zeiten der Volksrepublik aufkam, insbesondere für Polen. Aufgrund der (geschichts-)politischen Rahmenbedingungen östlich der Oder gelingt dort das »Entlügen« der eigenen Geschichte mit Blick auf die Ereignisse im Zusammenhang mit Flucht und Vertreibung der Deutschen am und nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges in den vergangenen Jahren jedoch nicht in gleicher Weise, wie dies in Tschechien zu

beobachtet ist. Prominentestes Beispiel hierfür ist der – auch über einschlägig interessierte Kreise hinaus bekannte – Gedenkmarsch, mit dem die Stadt Brünn seit 2015 jährlich des Brünner Todesmarsches gedenkt. Ein weiteres Zeugnis dieser Entwicklungen ist das im vergangenen Jahr erschienene Buch *Was geschah in Saaz und Postelberg im Juni 1945? Geheime Dokumente und Zeitzeugenberichte enthüllen das Unfassbare* von Andreas Kalckhoff.

Es befasst sich mit dem Massaker, das in den ersten Juni-Tagen des Jahres 1945 im nordböhmischen Postelberg an 763 deutschen Zivilisten – Männern, Frauen und Kindern – verübt wurde. Die Opfer stammten hauptsächlich aus Saaz und waren im Rahmen der Vertreibungsmaßnahmen nach Postelberg verschleppt worden. Zunächst



FOTO: PRIVATARCHIV HASENOHR

Juni 1945: Deutsche Zwangsarbeiter heben hinter der Podersamer Köttig-Villa unter Bewachung von Revolutionsgardisten zwei Gräber für gerade erschossene Kameraden aus.

zwei Jahre später von einer tschechischen Parlamentskommission untersucht, wurde das Massaker in den Jahren der kommunistischen Gewaltherrschaft tabuisiert. Erst mehrere Jahre nach der Demokratisierung Tschechiens wurden die – juristisch nicht zur Rechenschaft gezogenen und inzwischen verstorbenen – Verantwortlichen ermittelt. Sowohl in der deutschen als auch in der tschechischen Medienöffentlichkeit fand das historische Verbrechen gleichwohl große Aufmerksamkeit. Dies dokumentiert das Buch ebenso wie Quellentexte, Berichte von Zeitzeugen und umfangreiches Bildmaterial.

Mit dem nun erschienenen Band werden einer breiten Öffentlichkeit die Forschungsergebnisse des Autors Andreas Kalckhoff zugänglich gemacht, die 2013 unter dem Titel *Versöhnung und Wahrheit. Der »Fall Postelberg« und seine Bewältigung 1945–2010* durch den Heimatkreis Saaz herausgegeben worden waren. Die nun erschienene neubearbeitete Dokumentation bietet die Texte sowohl deutschsprachig als auch in einem von Otokar Löbl und Petr Šimáček übersetzten und redigierten tschechischen Teil (bzw. im tschechischen Original). Durch diese strikte Zweisprachigkeit erhält das Anliegen der historischen Wahrhaftigkeit eine besondere Überzeugungskraft, da das Buch so in die erinnerungskulturellen Diskurse sowohl des deutschen als auch des tschechischen Sprachraums hineinzuwirken und dort Diskussionen anzuregen vermag. Faszinierend an dem Buch ist das von ihm eröffnete und fruchtbar gemachte Spannungsfeld, das dadurch entsteht, dass dreierlei miteinander ins Gespräch gebracht wird: staatliche tschechische Quellen, Berichte Überlebender sowie Dokumente der Aufarbeitung und Verständigung in den vergangenen Jahrzehnten.

In seinem Vorwort arbeitet der tschechische Publizist Jiří Padevět die Tragweite der historischen Ereignisse sowie die inneren Widersprüche heraus, die beim Umgang mit ihnen in den folgenden Jahren deutlich geworden sind:

In Postelberg ging es weder um den Ausbruch des Volkszorns noch um Hinrichtungen, die ein Gericht angeordnet hatte, sondern um Morde, ausgeführt durch Armeeangehörige. Um Morde, zu denen Offiziere Befehle erteilen mussten. Es ist paradox, dass derselbe Staat, dem diese Offiziere unterstanden, die Umstände des Massakers zwei Jahre später zu untersuchen begann und die sterblichen Überreste der Opfer exhumieren ließ. Bemühungen um [eine] Erklärung für das Geschehene, das wir in der heutigen Terminologie unzweifelhaft als ethnische Säuberung bezeichnen würden, wurden im Februar 1948 mit der Machtübernahme durch die Kommunisten beendet. Über den Toten und den Mördern aus Postelberg schlossen sich die Wasser des Vergessens und wurden vom allumfassenden kommunistischen Schlamm des Schweigens aufgesaugt.

Der erste und umfangreichste Teil – »Tatsächliche Gräueltaten«: Die Massenexekutionen nach Kriegsende im Mai / Juni 1945« – stellt sechs Quellentexte aus dem Kontext der innertschechischen Ermittlungen zu den Vorkommnissen in Saaz und Postelberg ins Zentrum. Deren Mehrheit steht im Zusammenhang mit der parlamentarischen Untersuchung im Juli des Jahres 1947. Das früheste dieser Dokumente ist ein Bericht zum polizeilichen wie nachrichtendienstlichen Kenntnisstand über die Ereignisse für Innenminister Václav Nosek vom 2. Juli 1947. Auf den 28. Juli datiert ist wiederum ein »Vorbericht zum Fall Postelberg und Saaz«, welcher der parlamentarischen Untersuchungskommission bei ihren am 30. und 31. des Monats durchgeführten Verhören vorlag. Dabei ist der Begriff »parlamentarisch« irreführend, insofern sich die Kommission »aus fünf Abgeordneten aus den Fraktionen der Volksfrontregierung, sechs Beratern aus den Ministerien und von der Volkspolizei sowie drei Geheimdienstleuten zusammensetzte«. Die unter Vorsitz von Dr. Bohuslav Bunža durchgeführten Verhöre sind in der Lang-



Auf dem Müll der Geschichte: die alte Reiterkaserne von Postelberg



Postelberg, alte Reiterkaserne

fassung des stenographischen Protokolls dokumentiert. In Auszügen eröffnet das Buch – als viertes Dokument – Einblicke in das auf dessen Grundlage erstellte »Aussageprotokoll der Parlamentskommission«, das die einzelnen Aussagen zusammenfasst.

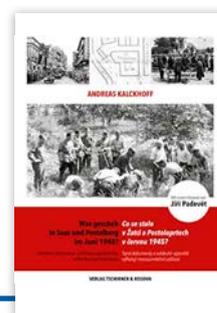
Neben den die parlamentarische Untersuchung dokumentierenden Texten steht zum einen ein am 13. August desselben Jahres an das Innenministerium ergangener Untersuchungsbericht zu den »Nachrevolutionseignissen in Postelberg«. Zum anderen bietet die Dokumentation das Protokoll eines vier Jahre später – am 2. Mai 1951 – geführten Verhörs mit Vasil Kiš, das die Rolle von General Bedřich Reicin und Leutnant Jan Čubka beim Massaker von Postelberg beleuchtet: Letzterer – so der Zeuge – habe die Massenhinrichtungen befohlen und selbst durchgeführt, Ersterer habe von ihnen Kenntnis gehabt. Beigegeben sind den Dokumenten einführende Aufsätze von Peter Klepsch und Herbert Voith, von dem überdies zusätzliche kommentierende und kontextualisierende Texte stammen. Mit den Texten dieser beiden Autoren, die der Ermordung in Postelberg entgingen, dokumentiert Kalckhoff zugleich die Aufarbeitung des Massakers seitens der organisierten deutschen Heimatvertriebenen, was das von ihm aufgespannte Panorama um eine weitere Facette ergänzt.

Umso mehr gilt dies für das Mittel- und (so wird man zurecht sagen dürfen) Herzstück der Dokumentation, kommen hier doch die Opfer – Überlebende des Massakers – zu Wort: Neben acht Saazern sind dies vier weitere Deutschböhmern aus dem Kreis Aussig. Während einer der Berichte – von Ottokar Kremen – nur fünf Jahre nach dem Massaker entstand, wurden die elf weiteren Berichte erst in den 2000er Jahren, also mit einem größeren zeitlichen Abstand zu den Ereignissen aufgezeichnet bzw. verschriftet. Ergänzt werden die zwölf namentlich autorisierten Berichte um einen anonymen Text, der die Ermordung des Saazer Kapuzinerpaters Maximilian Hilbert am 7. Juni 1945 thematisiert. In seiner Vorbemerkung betont Kalckhoff den gewandelten Stellenwert, der den Zeitzeugenberichten – dem zuvor einzigen und überdies aufgrund seines emotionalen und teils politisch aufgeladenen Charakters misstrauisch betrachteten Zeugnis der Ereignisse – durch die Auffindung und Publizierung der im ersten Teil dokumentierten Akten zukommt: »Sie sind nicht mehr umstrittene historische Primärquellen, denen man mit gemischten Gefühlen begegnet, weil ihre Behauptungen unbewiesen sind, sondern bildhafte und emotional bewegende Lebenszeugnisse, die nüchterne Akten farbig illustrieren – wenn auch auf schreckliche Weise.« In ganz anderer, aber ebenso schrecklicher Weise leistet dies auch die – den zweiten Teil abschließende – Liste der Todesopfer im Saazer Land nach Ende des Zweiten Weltkrieges.

Hierbei bleibt Kalckhoff jedoch nicht stehen. Vielmehr stellt er, wie eingangs bereits erwähnt, den ersten beiden einen dritten Hauptteil zur Seite: »Diese Erniedrigung des Menschen«: Scham, Gedenken und Versöhnung«. Hier kommt der Prozess des »Entlügens« und der Versöhnung durch Wahrheit anhand der Jahre 1995 bis 2010 selbst explizit in den Blick. Dieser begann im Oktober 1995 mit der Veröffentlichung eines zweiteiligen umfangreichen Beitrags zum Massaker in der Zeitung *Svoboný Hlas* und führte über vielfältige deutsch-tschechische Begegnungen – und immer wieder auch gegen Widerstände – bis zur Enthüllung einer Gedenktafel für die Opfer am 6. Juni 2010 in Postelberg. Man mag es bedauern, dass die Neuauflage der Dokumentation von Kalckhoff nicht genutzt wurde, um den letzten Hauptteil um Zeugnisse aus dem zweiten Jahrzehnt des 21. Jahrhunderts zu ergänzen. Diese Lücke zur Gegenwart hin wird jedoch zumindest teilweise durch eine als »Nachlese« in das Buch aufgenommene Reportage des tschechischen Historikers Jan Novotný aus dem Jahre 2017 geschlossen, der anlässlich des politisch fragwürdigen Abrisses der Postelberger Reiterkaserne, des Tatorts des Massakers, einen durchaus kritischen Blick auf den gegenwärtigen Stand des Postelberg-Gedenkens wirft: »An dem Ort, an dem Hunderte von Sudetendeutschen vor ihrem Tod konzentriert wurden und an dem sich nach Aussagen einiger Zeugen noch immer die Gräber der Opfer befinden, werden Familienhäuser mit Gärten stehen.« Angesichts derartiger Entwicklungen zeigt sich die besondere Bedeutung von aktiven Prozessen des »Entlügens« der Geschichte und einer daran anknüpfenden, auf Versöhnung zielenden Erinnerungsarbeit. Dokumentationen wie diejenige von Andreas Kalckhoff können hierzu einen wesentlichen Beitrag leisten und Anregung geben – nicht zuletzt auch für entsprechende Initiativen in Polen.

✉ Tilman Asmus Fischer

Die Veröffentlichung der Buchillustrationen geschieht mit freundlicher Genehmigung des Verlags TSCHIRNER & KOSOVA



Andreas Kalckhoff

Was geschah in Saaz und Postelberg im Juni 1945? Geheime Dokumente und Zeitzeugenberichte enthüllen das Unfassbare
Co se stalo v Žatci a Postoloprtech v červnu 1945? Tajné dokumenty a svědecké odhalují nesrozumitelné události

Leipzig 2022, 529 Seiten, € 49,80

ISBN 978-3-00-070731-5

SCHMUGGEL IN DER FREIEN STADT DANZIG –

Ein ausgeblendetes Kapitel der Alltagsgeschichte



Grenzstein der Freien Stadt Danzig

Von Adrian Mitter

IM SOMMER 1930 VERHANDELTE DIE DANZIGER STRAFKAMMER wegen »gewerbsmäßigen Bandenschmuggels« gegen neun Angeklagte. Die acht Männer und eine Frau hatten zu nächstlicher Stunde auf Fischerbooten Waren über den Fluss Nogat nach Danzig eingeschmuggelt. Nachdem die Stadt und ein Teil ihres Umlandes zur Freien Stadt erklärt worden waren, verlief entlang des Gewässers eine internationale Grenze zwischen dem Deutschen Reich und der Freien Stadt Danzig. Auch westlich und südlich der Stadt dauerte es nicht sonderlich lange, bis die Danziger auf Stein­säulen trafen, die die Grenze zum polnischen Staatsgebiet markierten.

Aufgrund der erdrückenden Beweislast stand die Schuld der Angeklagten im Schmuggelprozess schnell fest. Der Kopf der Bande und seine rechte Hand wurden zu satten Geldstrafen (36.000 bzw. 18.000 Gulden) sowie Haftstrafen verurteilt. Doch was war eigentlich des Nachts auf die Fischerboote verladen und nach Danzig gebracht worden? Es waren weder Drogen, Waffen, Falschgeld noch Zigaretten oder sonstige Güter, die heutzutage üblicherweise mit Schmuggel in Verbindung gebracht werden. Die Bande schmuggelte Spielzeug, das nicht unter der Hand, sondern in lokalen Geschäften verkauft wurde. Aufgrund der Zollbestimmungen der Freien Stadt Danzig fielen bei der Einfuhr von Spielwaren horrenden Zölle an. Für einen Metallbalken beispielsweise betrug der Zoll allein 85 Danziger Gulden. Selbst die Vorarbeiter der Danziger Werft konnten sich bei einem Stundenlohn von unter einem Gulden solch ein Geschenk für ihre Kleinen vermutlich nicht leisten. Mit Murmeln, Blechschiffchen, Mundharmonikas und anderen Favoriten der Danziger Kinder sah es bei den Zöllen nicht anders aus.

DIE DANZIGER SCHMUGGLERGESellschaft In der Freien Stadt Danzig war Schmuggel allgegenwärtig; er wurde, beispielsweise durch den Kauf von geschmuggelten Waren, von weiten Teilen der Bevölkerung toleriert, wenn nicht selbst ausgeübt. Der Ethnologe

Matthias Wagner bezeichnet eine solche Gemeinschaft treffend als »Schmugglergesellschaft«. Der Danziger Journalist Friedrich von Wilpert stellte sogar fest, dass die Danziger Schmuggel als eine Art »Sport« betrachteten: »Manche betrieben diesen ›Sport‹ aus reiner Leidenschaft, und niemand kam auch nur auf den Gedanken, er begehe eine strafwürdige Tat. Wer einmal gefasst wurde, der schimpfte auf die Polen, zahlte die Strafe und beschloss, nächstens noch vorsichtiger ans Werk zu gehen.«

Man könnte argumentieren, dass es Schmuggel überall gibt, wo Ländergrenzen verlaufen. Von Wilpert präzisierte in seinen Memoiren allerdings des Weiteren: »Infolge der komplizierten Verkehrsverhältnisse im Verein mit den prohibitiven polnischen Zollgesetzen wurden die meisten Danziger systematisch zu Schmugglern erzogen.« Die Mehrheit der Danziger Einwohner wurde aber nach dem Ersten Weltkrieg nicht allein zu Schmugglern, nur weil Danzig nach der Unterzeichnung des Versailler Vertrages zur semiautonomen Freien Stadt erklärt worden und nun von Grenzen umgeben war. Es war zunächst vor allem die Not der Nachkriegsjahre, die dafür sorgte, dass der Schmuggel blühte. Als Stadtstaat war Danzig nicht in der Lage, sich selbst mit Lebensmitteln und Brennstoffen zu versorgen; so trafen die Hungerjahre die Stadt mit äußerster Härte, zumal auch in Deutschland und Polen Nahrungsmittelengpässe auftraten. Auch deshalb hatten weder der polnische noch der deutsche Staat ein ausgeprägtes Interesse daran, Danzig zu beliefern, und die lokale politische Lage überforderte den Völkerbund und seine Vertreter heillos.

Die Danziger blieben somit weitestgehend auf sich allein gestellt. Der einzige Weg, um an Nahrungsmittel zu kommen, war für die Einwohner Danzigs oftmals eine Reise ins deutsche und polnische Umland. Sogenannte Hamsterfahrten, bei denen die Stadtbewohner aufs Land fuhren, um sich bei den Bauern mit Lebensmitteln einzudecken, waren im Danziger Gebiet deshalb in der Regel mit illegalem Grenzübertritt und Schmuggel verbunden.

ÜBERLEBENSSTRATEGIE ODER PROFITGIER? Angesichts der Lebensmittelknappheit in Polen griffen die Soldaten, die nun die Grenzen nach Danzig bewachten, hart durch. Selbst in der lokalen polnischsprachigen *Gazeta Gdańska* gab es deshalb gegen dieses Konfiszieren von Lebensmitteln an der Grenze wütende Proteste. Überdies kontrollierte auch die Danziger Bürgerwehr innerhalb der Stadtgrenzen. Preise für Lebensmittel erreichten ungeahnte Höhen, denn auch die in der Stadt stationierten englischen und französischen Truppen mussten versorgt werden und konnten mit ihren Devisen fast jeden Preis zahlen. Ähnliche Vorteile hatten die Auswanderer, die im Lager Troyl, oftmals mit Geld ihrer nordamerikanischen Verwandten ausgestattet, auf die Fahrt über den Atlantik warteten.

Während der Großteil der Bevölkerung hungerte, blieben die Danziger Restaurants bestens versorgt, und angesichts des dortigen Angebots zweifelte der spätere Völkerbundkommissar Reginald Tower anfänglich an der Lebensmittelknappheit. Die Danziger Bevölkerung hingegen konnte bestimmte Lebensmittel wie Fleisch und Butter nur auf Schwarzmärkten erstehen, wo die Bauern die knappen Waren jedoch zu Preisen anboten, die sich einfache Arbeiter nicht leisten konnten.

Die explodierenden Preise machten nicht nur die lokalen Landwirte reich, sondern führten auch dazu, dass Lebensmittelschmuggel, der weit über den Eigenbedarf hinausging, für organisierte Banden aus dem deutschen und polnischen Umland zu einem einträglichen Geschäft wurde. Tödliche Schießereien zwischen Schmugglern und der polnischen Grenzbeobachtung waren in den Nachkriegsjahren nicht selten, und Kugeln trafen auch manches Danziger Fischerboot, das sich in polnische Hoheitsgewässer verirrte. In großem Stil wurden außerdem Hilfsgüter verschoben, die eigentlich für die notleidende polnische Bevölkerung bestimmt waren und aus Übersee im Danziger Hafen eintrafen. Statt nach Polen wurden die Wagons in andere Länder umgeleitet, wo man hohe Preise für Maschinengüter wie Getreide und Kohlen zahlte.

ALS DER DOLLAR STIEG Ein weiterer Faktor, der dem Schmuggel in Danzig zusätzlichen Auftrieb gab, war die einsetzende Hyperinflation. Im Stadtstaat blieb bis 1923 die Papiermark der Weimarer Republik die offizielle Währung. Der Wertverlust der Mark verteuerte nicht nur die Lebensmittel und Brennstoffe, sondern machte die illegale Einfuhr von Devisen und Edelmetallen zu einem lukrativen Geschäft. Durch die Inflation verlor nicht nur die deutsche, sondern auch die polnische Mark gegenüber anderen Währungen rasant an Wert. In Polen wurde deshalb die Währungsausfuhr verboten, um den Kurs zu stabilisieren. Die Bewohner versuchten trotzdem, sowohl polnische als auch deutsche Mark, die in den ehemaligen preußischen Gebieten noch vorhanden waren, nach Danzig einzuschmuggeln, um sie gegen Devisen oder Edelmetalle einzutauschen.

Die Danziger Börse im Artushof war in der Nachkriegszeit der einzige Ort außerhalb Polens, an dem die polnische Währung gehandelt werden konnte, und

ab 1922 waren dort auch amerikanische Dollar und britische Pfund zu haben. Neben der offiziellen Börse im Artushof entstand auf der Langgasse eine illegale Börse, die sogenannte »Schwarze Börse«, und Wechselstuben schossen wie Pilze aus dem Boden. Zur Hochzeit der Inflation war Danzig ein internationaler Finanzplatz, und Devisenhändler strömten aus Polen und dem Deutschen Reich in den Stadtstaat – sehr zum Missfallen der polnischen Regierung, die im Sommer 1923 sogar alle Telefonverbindungen zwischen Polen und der Freien Stadt für einige Tage unterbrach, um gegen die Spekulationen vorzugehen. Die Ära des Devisen- und Nahrungsmittelschmuggels endete schließlich im Herbst 1923 mit der Einführung einer eigenen Danziger Währung, des Gulden, der an das britische Pfund gekoppelt war.

Der Danziger Schriftsteller Felix Scherret hat diese turbulente Inflationszeit im Roman *Der Dollar steigt* verewigt. Auch der Protagonist dieses Buches, Alfred Arp, spekuliert an der Börse und verdient sich einen Teil seines Geldes als Schmuggler. Er bringt Kokain aus Polen im Tank seines Autos versteckt nach Danzig. Kokain, das in den Zwanzigern noch auf Rezept in Apotheken erhältlich war, spielte unter den Schmuggelgütern der Zwischenkriegszeit freilich nur eine sehr untergeordnete Rolle.



Polnische Grenzstation in Koliebken



Landesgrenze Freie Stadt Danzig / Polen zwischen Gdingen und Zoppot



Der Danziger Artushof – Sitz der Börse (um 1900)

SPIRITUS FÜR SKANDINAVIEN Es war das Verbot einer anderen Droge, das Danzig in den Zwanzigern zur Drehscheibe für internationalen Schmuggel machte – die Alkoholprohibition in den skandinavischen Ländern. Noch vor den Vereinigten Staaten führte Finnland 1919 ein totales Alkoholverbot ein, Schweden erschwerte durch das Bratt-System den Kauf für alle Einwohner und verbot den Konsum für bestimmte Personengruppen komplett, während Norwegen zeitweise den Verkauf von Getränken mit mehr als 20 Prozent Alkoholgehalt untersagte. Getrunken wurde natürlich trotzdem, vor allem geschmuggelter Alkohol aus Mitteleuropa.

Für die Schmuggler war Danzig sehr günstig gelegen zwischen den Absatzmärkten im Norden und den großen Herstellerländern im Süden und Westen. Auch wenn die eine oder andere Flasche »Danziger Goldwasser« den Weg nach Finnland fand, war es vor allem Spiritus, der geschmuggelt wurde. Dessen Vorteile lagen auf der Hand: Durch den hohen Alkoholgehalt von über 95 Prozent nahm Spiritus wenig Platz auf den Booten ein und konnte teuer verkauft werden. Die nordischen Verbraucher verdünnten den Spiritus und mischten sich dann das Getränk ihrer Wahl zurecht. Außerdem war Spiritus nach dem Ersten Weltkrieg sehr günstig von den nationalen Alkoholmonopolen zu bekommen, denn fast jedes Land hatte einen Produktionsüberschuss, so auch Polen, Deutschland und die Tschechoslowakei. Die lokalen DANZIGER SPRITWERKE in Neufahrwasser produzierten bei weitem nicht so günstig.

Nur während der Anfangsjahre um 1920 fand der Schmuggel in kleinerem Format direkt mit schnellen Booten von Küste zu Küste statt. Der Danziger Hafen bot den Vorteil einer Freizone, die aus Lagerflächen bestand, die nicht Teil des Danziger Zollgebiets waren.

Durch die Freizone sollte vor allem der Transithandel über Danzig erleichtert werden, indem man den Kaufleuten ermöglichte, Waren ohne Zollabfertigung einzuführen, umzupacken und weiter ins Ausland zu verschiffen. Für die normale Wirtschaft hatte die Freizone nur untergeordnete Bedeutung. Die Schmuggler hingegen vermochten immens davon zu profitieren, denn der in Kesselwagen über den Schienenweg eintreffende Spiritus konnte in Danzig in Blechkanister umgefüllt und verschifft werden. Dieses Prozedere war nach der lokalen Gesetzgebung legal, und Firmen wie die HOLM EXPORT UND HANDELSGESELLSCHAFT mit Sitz am Kohlenmarkt entstanden, die sich nur mit dem Alkoholexport zu Schmuggelzwecken befassten.

Die HOLM EXPORT ließ den Spiritus auf große Schiffe verladen, und die Schiffsmakler gaben in den Registern sogar offen die Zielhäfen in den Prohibitionsländern an. Statt diese anzusteuern, blieben die Schiffe aber außerhalb der Hoheitsgewässer für Wochen und Monate wie eine Art schwimmender Verkaufsstand liegen. Im Jahr 1924 dokumentierte ein lokaler Alkoholgegner, dass ein Spiritusschiff ostwärts von Kiel nach Danzig segelte und später, ohne seine Ladung gelöscht zu haben, gar weiter westwärts nach Hamburg fuhr. Bei solchen Fahrten war der Zweck, unterwegs Spiritus zu verkaufen, offensichtlich. Im selben Jahr verzeichneten die Register des Danziger Hafens Schiffe, die mit Alkohol beladen aus Finnland nach Danzig fuhren. Das bedeutete freilich nicht, dass Alkohol aus einem Prohibitionsland importiert wurde. Vielmehr brachten diese Schiffe lediglich unverkauften Spiritus zurück.

Aufgrund der unterschiedlichen Lieferanten, Abnehmer und beteiligten Personen waren die Schmuggelnetzwerke international. Sowohl Danziger als auch polnische, deutsche und andere Nationalitäten organisierten und stellten die Besatzungen der Schiffe. Über die Hintermänner und die Finanzierung des Schmuggels ist wenig bekannt. Wenn diese einmal ans Licht kommen, dann wirken sie im Rückblick überraschend, denn sie legen häufig nahe, dass auch ehrbar anmutende Danziger Bürger involviert waren. Dies lässt sich am Beispiel eines Schmiedemeisters ablesen, der 1930 heimlich 4.400 Gulden aus der Kasse der Schmiedeeinnung entwendet hatte, um sie in ein Schmuggelschiff zu investieren. Nachdem das Schiff jedoch von Grenzbeamten aufgespürt und konfisziert worden war, konnte der Schmied das Geld nicht mehr ersetzen: Der Diebstahl und dessen Hintergründe flogen auf.

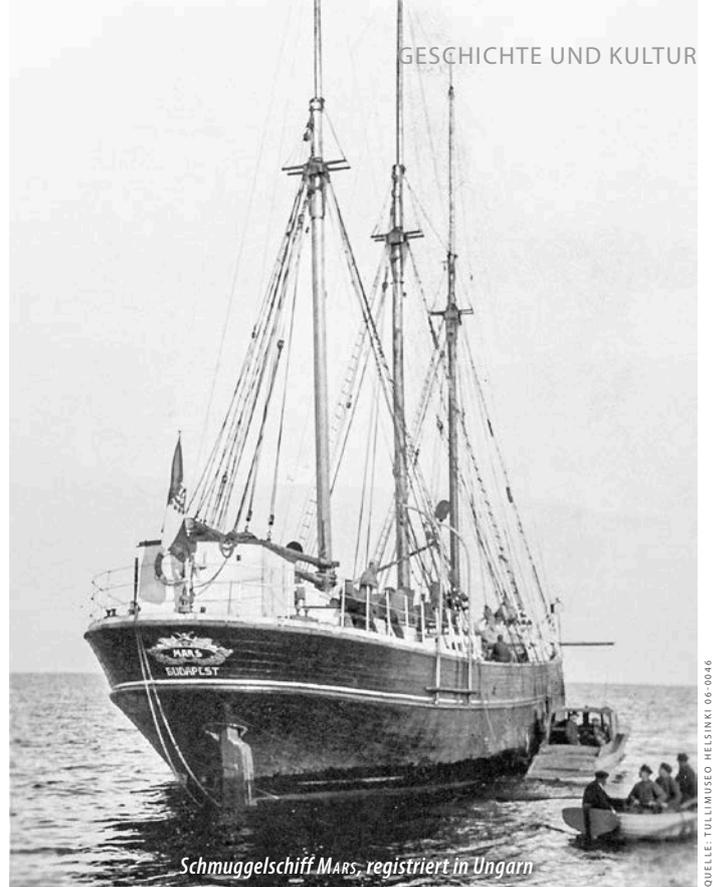


Der Freibeizirk im Danziger Hafen (1926)

FOTO: GUSTAV KRESIN, AUS: DER HAFEN VON DANZIG, 1926



Verladung von Spirituskästen



Schmuggelschiff MARS, registriert in Ungarn

TORPEDOS, SCHNELLBOOTE UND FREMDE FLAGGEN Vor Finnland waren es vor allem lokale estnische und finnische Schmuggler, die den Spiritus von den Schiffen kauften und sich mit dem finnischen Grenzschutz ein Versteckspiel lieferten. Dazu wurden auf beiden Seiten vielerlei Tricks angewandt. Schon auf den Mutterschiffen wurden die Spirituskästen beispielsweise in einer Reihe aneinander gebunden, um sie wie eine Art Torpedo unter dem Wasserspiegel – und für die Zöllner aus größerer Distanz mithin unsichtbar – hinter dem Boot herzuführen, anstatt die Kästen an Deck verladen zu müssen. Bei dieser Technik bestand zudem noch eine Chance, die »Torpedos« noch rechtzeitig über Bord zu werfen, wenn sich ein Zollboot näherte. Mit Hilfe einer anderen Erfindung vermochte man den Alkohol dann mit etwas Glück auch in der Ostsee wiederzufinden: Eine herkömmliche Boje wurde mit Salz beschwert und an den Torpedo gebunden. Durch das zusätzliche Gewicht versank die Boje zunächst mit den Kästen und war für die Grenzer nicht erkennbar. Nachdem sich das Salz aufgelöst hatte, kam der Schwimmkörper aber wieder an die Wasseroberfläche und erleichterte die Suche für die Schmuggler. Eine große Rolle spielte nicht zuletzt die Bootsgeschwindigkeit. Hier fand zwischen den Schmugglern und dem Grenzschutz ein regelrechtes Wettrennen statt, wobei Letzterer auch konfiszierte Schmuggelboote nutzte.

In Estland und Finnland gibt es in der Populärliteratur und im Film zahlreiche romantisierende Darstellungen des Alkoholschmuggels. In Wirklichkeit schreckten die organisierten Banden aber keineswegs vor Waffengewalt zurück, und die sogenannten Syndikate lieferten sich erbitterte Revierkämpfe. Durch die niedrigen Spirituspreise waren auch Länder Ziel der Schmuggler, in denen es kein Alkoholverbot gab, beispielsweise die baltischen Staaten. Hier operierte ein Danziger Schmuggelschiff, das den harmlos anmutenden Namen WILLI trug, aber durch seine Panzerung eher einem Kriegsschiff glich. Vor der litauischen Küste kam es Anfang 1926 zwischen der Besatzung und dem Grenzschutz zu einer Schießerei. Gegen die Maschinengewehre der Grenzer halfen weder Panzerung noch Pisto-

Transit-Spiritus
in Fässern und Kanistern

Transit-Spirituosen
wie: Cognac, Rum, Whisky, Weine etc.
in Kisten u. Fässern

J. Schmalenberg / Danzig
Thornauer Weg 12-13
Spiritaffinerie / Weindestillate
Rum, Cognac, Anis, Weine

Methylated Spirit
in Casks and Canisters for Transit

Spirits intended for Transit
such as Brandy, Rum, Whiskey, Wine etc.
in Cases and Barrels.

Telegraphisch: „Schmalenberg“
Thornauer Weg 12-13
Post: 2417/2417

Werbung des Danziger Spirituosenhändlers SCHMALENBERG für Transit-Spiritus

QUELLE: KARTE DES DANZIGER HAFENS MIT HAFENPOLIZEI-VERORDNUNG, HAFENABGABEN-, LAGERGELD- U. KRANGEBÜHREN-TARIFEN ETC., HAMBURG 1928

len, und der Kapitän und ein weiteres Crewmitglied wurden erschossen. Solche Todesfälle schreckten die Schmuggler aber nicht sonderlich ab. 1930 wurde das Danziger Schmuggelschiff ANNI sogar von mehreren Flugzeugen der lettischen Armee bombardiert, nachdem es diese beschossen hatte, und die Besatzung musste sich ergeben.

Die nordischen Länder versuchten verständlicherweise, den Alkoholexport zu unterbinden. Dazu wurde nach zähem Ringen – die anderen Staaten fürchteten eine Störung des regulären Handels – 1925 in Helsinki ein Abkommen geschlossen und von den Anrainerstaaten, darunter auch Danzig, sukzessive ratifiziert. Der Vertrag verbot den Al-

koholexport aus den Ostseeländern für kleinere Schiffe mit weniger als 100 Nettoregistertonnen (NRT) und erschwerte den Transport für größere Schiffe. Die finnischen Anstrengungen erwiesen sich allerdings als vergeblich, denn nun wurden die Schmuggelschiffe noch größer und fuhren unter Flaggen von Ländern, die das Abkommen nicht unterzeichnet hatten. Ein Teil dieser Staaten hatte nicht einmal einen direkten Meereszugang. Für die Registrierung war dies aber gar nicht notwendig; dazu bedurfte es nur eines Konsulats, und Danzig hatte als Freie Stadt Dutzende davon. Die Schiffe registrierte man z. B. in Ländern wie der Türkei, der Tschechoslowakei, Ungarn oder Panama. – Erst das Ende der Prohibition in Finnland 1931 brachte einen merklichen Abschwung des Alkoholschmuggels, bedeutete aber nicht dessen Ende.

NATIONALITÄT DER SCHIFFE IN HAFEN IM JAHRE 1928



Übersicht über die Nationalitäten der Schiffe im Danziger Hafen – unter Einschluss einiger exotischer Flaggen – aus dem Jahre 1928

SPRIT AUS DEM FREIHAFEN UND SCHUHE AUS MARIENBURG

Der Schmuggel hatte für Danzig vielerlei negative Auswirkungen. So führten die niedrigen Spirituspreise im Freihafen dazu, dass Alkohol auch nach Danzig selbst eingeschmuggelt wurde. Der Danziger Grenzschutz verfügte nur über zwei Motorboote und konnte die Küste des Stadtstaates nicht kontrollieren. Die Danziger Zollbeamten waren auch nicht sonderlich motiviert, denn die Danziger Zolldirektion wurde von Polen verwaltet, während den Großteil der Angestellten deutsche Danziger bildeten. Diese sahen in der polnischen Kontrolle, die durch einige wenige leitende Beamten ausgeübt wurde, eine Bevormundung. Nicht selten standen auch Danziger Zollbeamte vor Gericht, weil sie selbst am Schmuggel beteiligt waren und sich zu bereichern gesucht hatten.

Aus den Zolleinnahmen erhielt Danzig nur einen geringen Teil, und dieser wurde durch den Schmuggel noch geschmälert. Als der Freistaat 1930 die Alkoholsteuer von vier auf acht Gulden erhöhte, sank der Alkoholkonsum nach amtlichen Statistiken um 70 Prozent. Eher unwahrscheinlich, dass so viele Danziger abstinent wurden. Weit wahrscheinlicher ist wohl, dass danach nochmals verstärkt geschmuggelter Alkohol konsumiert wurde. So berichtete der Danziger Bowke Brunon Zwarra in seinen Erinnerungen, dass er sich mit Alkohol- und Tabaksmuggel aus dem Freihafen gern etwas dazuverdient habe.

Für die Danziger blieb der Schmuggel aller Arten von Gütern nach den Hungerjahren der Nachkriegszeit eine Selbstverständlichkeit. Auch die Produzenten stellten sich darauf ein. In den Schuhgeschäften der Innenstadt wurden stets die neuesten Modelle deutscher Firmen ausgestellt, nur kaufte laut den Erinnerungen Friedrich von Wilperts fast niemand dort ein. Stattdessen waren die Preise nicht nur in Danziger Gulden, sondern auch in Reichsmark angegeben, weil die Hersteller wussten, dass die Einwohner sowieso nach Marienburg oder Elbing fahren würden, um die Schuhe dort günstiger zu kaufen. Die Ladenbesitzer hielten hier feines Sandpapier bereit, damit die Danziger Kunden ihren Schu-

hen ein leicht gebrauchtes Aussehen verschaffen konnten, bevor sie wieder in die Freie Stadt zurückkehrten. Als ähnlich trickreich erwiesen sich deutsche Pharmahersteller, deren Medikamente in Polen nicht zugelassen waren, aber in Danzig verkauft werden durften. Sie vertrieben ihre Produkte über Versandapotheken in der Freien Stadt an polnische Kunden, denn der Paketverkehr zwischen Danzig und Polen wurde nicht kontrolliert.

SCHMUGGELNDE SENATOREN UND VERSCHWIEGENE DANZIGER

Bei all seiner Alltäglichkeit hatte Schmuggel in Danzig verschiedene Facetten und Motivationen: Hunger, Armut, Geldgier und kriminelle Energie, vielleicht sahen viele Danziger den Schmuggel auch als eine Art Protest gegen die ungewollte Freistaatlichkeit und Abtrennung vom Deutschen Reich. Und warum sollte sich der Normalbürger zurückhalten, wenn sogar Danziger Spitzenpolitiker mit Diplomatenpässen schmuggelten? Die öffentliche Empörung blieb weitgehend aus, als der deutschnationale Senator und spätere Senatspräsident Ernst Ziehm mit Koffern voller Einkäufe, die er nicht beim Zoll deklariert hatte, im Fernzug von Berlin nach Danzig ertappt wurde.

Die polnischen Zollbeamten, die jenseits der Freistadtgrenzen ihren Dienst taten, wurden von den Danzigern dagegen als Feindbild betrachtet. Dies machten sich die Nazis zu Nutze, und der polnische Grenzschutz wurde im Laufe der 1930er Jahre immer mehr zur Zielscheibe ihrer Propaganda. Nachdem die überwiegende Mehrheit der Freistadtbewohner 1933 nationalsozialistisch gewählt hatte, schlug diese Diskreditierung der polnischen Grenztruppen in offene Gewalt um. Aus dem Deutschen Reich wurden Waffen zur Ausrüstung lokaler Nazi-Gruppen nach Danzig geschmuggelt, die noch vor Kriegsbeginn polnische Grenzposten angriffen, um so Konflikte im Grenzgebiet weiter anzuheizen. In Kalthof wurde das Wohngebäude polnischer Grenzer angezündet, und es gab bei Schusswechseln und Überfällen Tote auf beiden Seiten, wobei die Aggressionen eindeutig von Seiten getarnter Danziger SA-Einheiten ausgingen. Der polnische Grenzschutz zog sich aus Kalthof zurück, und die Grenze nach Ostpreußen stand dort offen für den Transport schwerer Waffen und Soldaten für den zu Kriegsbeginn geplanten Angriff auf polnische Institutionen in Danzig.

Aus historischer Perspektive ist die Erforschung von Schmuggel schwierig, denn nachdem die Schmuggler die Grenze erfolgreich passiert haben, bleibt er schließlich in der Regel geheim. Nur wenn Schmuggel misslingt, findet er den Weg in die Akten und kann derart zum Gegenstand der Forschung werden. Zudem haftet dem Schmuggel im öffentlichen Diskurs immer etwas Unmoralisches an, so dass die Danziger, ob sie nun Deutsch, Polnisch, Kaschubisch oder eine andere Sprache sprachen, ungern von sich aus zugeben wollten, dass sie die ganze Zwischenkriegszeit hindurch Schmuggel betrieben haben: In der Regel schmuggelten immer nur die anderen. Dass der Schmuggel in der Freien Stadt Danzig allgegenwärtig war, spiegeln aber unzweideutig die vielen Zeitungsartikel wider, die in den Danziger Gazetten jener Zeit erschienen sind.

Daraus erklärt sich vielleicht auch, warum in dieser Zeitung, die seit 1949 vielerlei Arten von Erinnerungen an die Freistadtzeit enthielt, Schmuggel bisher schwerlich als Teil des Danziger Alltags thematisiert wurde und es dem Danziger Historiker Marek Andrzejewski vorbehalten geblieben ist, in den 90er Jahren überhaupt erste Forschungen zu diesem Kapitel der Alltagsgeschichte anzustellen. **st**



Porträt-Fotografie von Hermann Schaper aus dem Zentralblatt der Bauverwaltung, 1911

DER MALER HERMANN SCHAPER UND DIE MARIENBURG

HERMANN SCHAPER (1853–1911) gehört zu den bedeutendsten Malern und Kartonzeichnern der deutschen Kaiserzeit. Sein Vater Christian Schaper war Hofdekorationsmaler am Hannoverschen Hofe von Georg V. (1819–1878). Der junge Hermann nahm zunächst Malerunterricht in der Werkstatt seines Vaters und besuchte Abendkurse im Gewerbeverein. An der Technischen Hochschule seiner Heimatstadt studierte er sodann Kunstgeschichte und mittelalterliche Architektur und setzte sein Studium an der Münchner Akademie der Bildenden Künste fort, wo er sich hauptsächlich mit der Malerei beschäftigte. Nach der Studienzeit übernahm er 1875 die väterliche Werkstatt im heimatlichen Hannover. Fortan widmete er sich der malerischen Ausgestaltung von Innenräumen monumentaler Bauwerke sowohl profaner als auch sakraler Art, worunter sich nicht zuletzt zahlreiche historische Bauten finden. Ab 1879 wurde er zum selbstständigen Maler.

1884 unternahm er eine längere Studienreise nach Italien, wo er erstmals der dortigen Monumentalmalerei und der Mosaikkunst begegnete. Besonders die Malerei des italienischen Trecento blieb nicht ohne Einfluss auf sein Werk. Nach der Rückkehr nahm er an einem Wettbewerb zur malerischen Neugestaltung des Inneren des Aachener Domes teil. Seine 1888 vorgelegten Mosaikentwürfe überzeugten und fanden sogar unter den damals führenden Künstlern Beachtung. So erhielt Schaper diesen für seine Karriere überaus wichtigen Auftrag. Ein Jahr darauf wurde er zum Professor ernannt. Zu gleicher Zeit reiste er zum wiederholten Male nach Italien. Zum Mittelpunkt dieser Reise wurden Ravenna und seine Mosaiken. Zurück in Deutschland konnte er sich vor Aufträgen kaum retten. Zu seinen bedeutendsten Werken zählen die Wandmalereien in den Rathäusern von Göttingen und Erfurt, in diversen Kirchen Hannovers, im Dom zu Bremen oder auch in der ehemaligen Zisterzienserklosterkirche im brandenburgischen Lehnin.

Wesentliche Teile von Schapers Œuvre gehören zur Monumentalkunst, da es sich bei seinen Werken hauptsächlich um großfor-



Thronende Madonna, Wandgemälde über dem inneren Portal des Kapitelsaals (1896), inspiriert von der Maestà des Simone Martini im Palazzo Pubblico in Siena (Foto: Marienburg Baujahr 1898, Exemplar aus der Bibliothek des MZM)

matige Dekorationen oft sakraler Räume handelt. Sein Schaffen orientierte sich an der byzantinischen Kunst – nicht zuletzt jener in Ravenna – sowie an Vorbildern aus dem frühen Mittelalter, was besonders in seinen Mosaiken zur Geltung kommt. Bei Dekorationen städtischer Repräsentationsbauten schöpfte er ebenfalls mit Vorliebe aus der italienischen Kunst der Übergangszeit vom Mittelalter zur Renaissance.

Zu den interessantesten Kapiteln im Schaffen Hermann Schapers zählt zweifelsohne sein insgesamt fast zwanzig Jahre, von 1892 bis 1911, umspannendes Wirken auf der Marienburg. Die Zusammenarbeit mit dem dortigen Konservator Conrad Steinbrecht – der Hauptantriebskraft der großangelegten Wiederherstellung des Schlosses – machte es möglich, die wichtigsten Räume des riesigen Bauwerks dank dem Talent Schapers zu bereichern und zugleich neu zu beleben. Die dortigen Fresken zeugen nicht nur von Schapers künstlerischem Erfindungsgeist, sondern auch von seiner fundierten Kenntnis der mittelalterlichen Kunst, die er in seinen Werken mit modernen Stilelementen der damaligen Zeit – nicht zuletzt des Jugendstils – auf überzeugende Art und Weise zu verschmelzen verstand.

Der erste Marienburger Auftrag Schapers betraf die malerische Ausgestaltung des Kapitelsaals auf dem Hochschloss. In den Jahren 1892 bis 1898 entstanden ein Zyklus von architektonisch eingerahmten Porträts der 27 Deutschordenshochmeister und drei großformatige Fresken: Madonna mit dem Kinde, die Kreuzigung und der Kampf des Erzengels Michael mit dem Drachen. Parallel zu diesen Arbeiten schuf Schaper 1896 im Konventsremter zudem ein Wand-

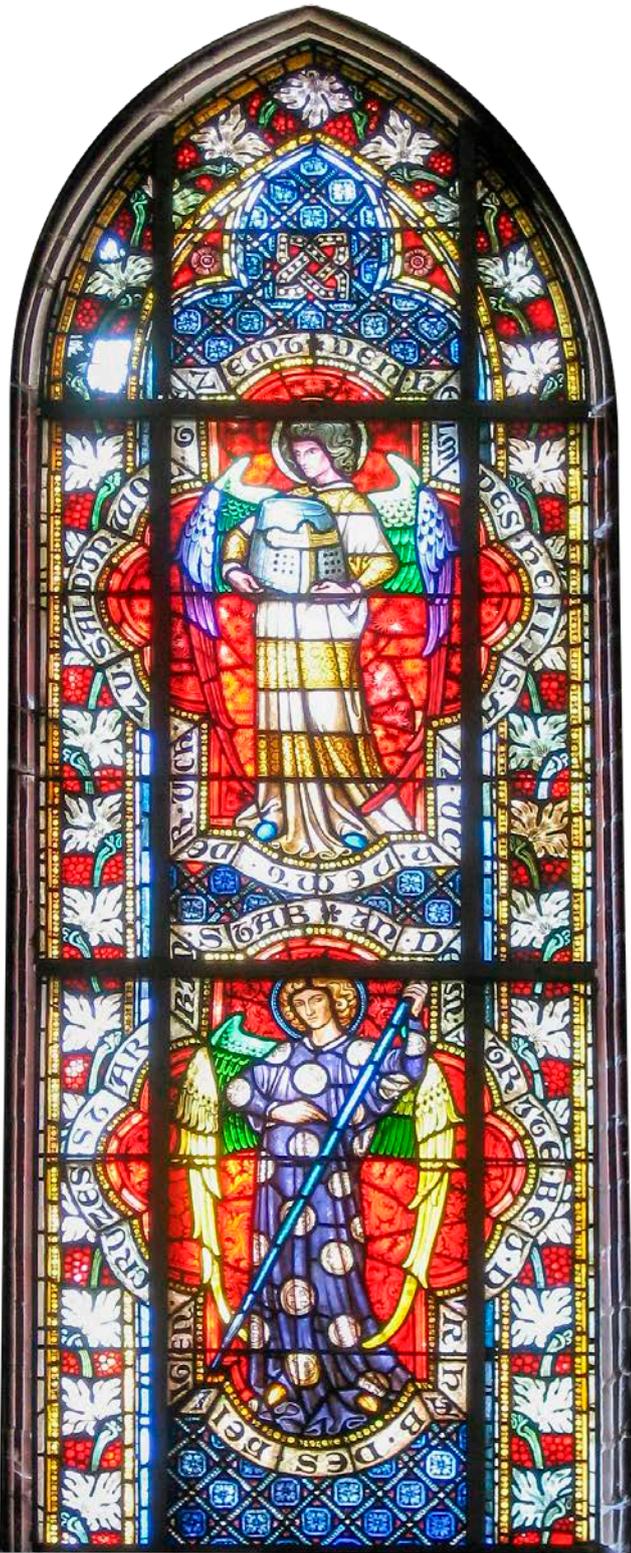


FOTO: BWALDEMAR MOSCICKI



FOTO: BWALDEMAR MOSCICKI

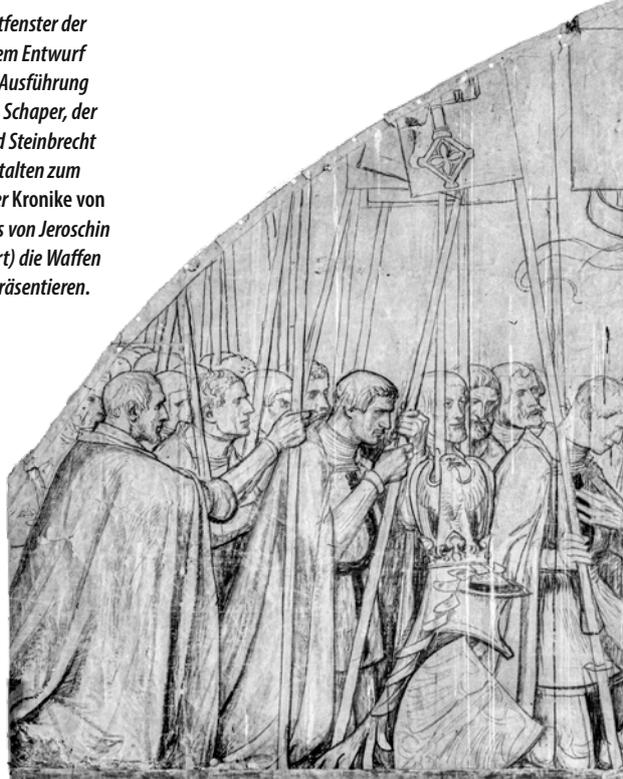
König Přemysl Ottokar von Böhmen gründet Königsberg im Jahre 1255. Von Hermann Schaper entworfenes und von August Oetken ausgeführtes Wandgemälde im Großen Remter der Marienburg aus dem Zyklus von sechs Szenen aus der frühen Geschichte des Deutschen Ordens in Preußen (1910–1915). – Die in lateinischer Sprache beigefügte Inschrift zitiert das zur Regierungszeit des Hochmeisters Werner von Orseln entstandene Chronicon Terrae Prussiae von Peter von Dusburg, eine der wichtigsten Quellen zur Geschichte des Deutschen Ordens in Preußen.

Der sichtbare, aufgefüllte Riss verdeutlicht die statischen Probleme, die seit Jahrhunderten den Fortbestand des schönsten und am besten erhaltenen Raumes der Marienburg bedrohten. Die Einsturzgefahr konnte erst dank einer langwierigen, fast 30 Jahre in Anspruch nehmenden Restaurierung gebannt werden. Die linke Seite des gezeigten Bildes befindet sich an der Westwand des Mittelschlusses, die zur Nogat hin liegt und auf Grund des schwierigen, instabilen Geländes in Richtung Flussbett zu rutschen und aus dem Gebäude auszubrechen drohte.

Glasmalerei im Südwestfenster der Annenkapelle nach einem Entwurf von Hermann Schaper; Ausführung Franz Lauterbach 1898. Schaper, der Anregungen von Conrad Steinbrecht folgte, nahm Engelsgestalten zum Vorwurf, die (gemäß der Kronike von Pruzinlant des Nikolaus von Jeroschin aus dem 14. Jahrhundert) die Waffen der christlichen Ritter präsentieren.

bild mit dem Letzten Abendmahl und von 1896 bis 1898 die Entwürfe für die Glasfenster der Annenkapelle, der Grablege der Hochmeister.

Nach einigen Jahren Unterbrechung beauftragte man den Hannoveraner Maler 1910 mit der Ausführung von großformatigen Wandbildern im gerade restaurierten Großen Remter, die Szenen aus der frühen Geschichte des Deutschen Ordens in Preußen darstellen sollten. Nach Schapers Tod 1911 wurden die Arbeiten von August Oetken fortgeführt und 1915 vollendet. Bei der letzten Arbeit des Malers auf der Marienburg handelte es sich ebenfalls um ein Wandgemälde – ein Monumentalbild auf der Westwand der Annenkapelle, das die in der Tannenberg-Schlacht gefallenen Deutschordensritter zeigt, wie sie vom Hl. Georg zu Maria geleitet werden. Den Kar-



QUELLE: ARCHIWUM FOTOGRAFICZNE MUZEUM ZAMKOWEGO W MALBORKU

ton für das Gemälde schuf Schaper 1911, während seine Ideen in der Kapelle allerdings erst ein Jahr später von Friedrich Schwarting umgesetzt wurden.

Außer der Marienburg und der Burg Katz am Rhein sind keine weiteren Arbeiten des Malers für eine Burg bekannt. Daher sind die Marienburger Werke Schapers als eine besondere Werkgruppe in seinem Schaffen anzusehen. Dies kam nicht zuletzt in ihrem – für Schaper ungewöhnlichen – Stil zur Geltung, der

den Wünschen und Vorgaben des Auftraggebers gerecht werden sollte und sich daher an Vorbildern des 14. Jahrhunderts orientierte. Hier nutzte der Künstler als Inspirationsquelle vorwiegend die Kunst des italienischen Trecento, und hier vor allem die Monumentalmalerei der toskanischen Handelsmetropolen Siena und Florenz. Diese Vorbilder aktualisierte er insofern, als er in seine Malereien Stilelemente der gegen Ende des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts vorherrschenden Kunstströmung des Jugendstils einbaute.

In seinen späten Werken wird das insbesondere in der Darstellung der Engelsflügel, der Modellierung der Gesichter und den Schmuckformen der Hintergründe sichtbar. Als Beispiele für die immer deutlicher werdende Modernität seines Stils können die bereits erwähnten, 1910/1911 geschaffenen Wandgemälde im Großen Remter und in der Annenkapelle herangezogen werden. Schapers Werke bilden in kunstgeschichtlicher Hinsicht somit eine Brücke zwischen dem Historismus des 19. und modernen Strömungen des 20. Jahrhunderts, wobei diese Tendenzen im Verlauf der Jahre deutlicher hervortreten.



FOTO: BWALDEMAR MOSCICKI

*Schapers Signatur mit dem Datum 1910 im Fresko
Die Rettung Balgas durch Otto von Braunschweig 1240
im Großen Remter der Marienburg*

Die Beteiligung des Malers an der Ausgestaltung der architektonischen Vorzeigeprojekte des wilhelminischen Zeitalters brachte ihm den Ruf ein, einer der bedeutendsten Historienmaler seiner Zeit zu sein. Sein Mitwirken an Prestigeprojekten des Kaisers – an der Berliner Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche, den Erlöserkirchen in Bad Homburg v. d. Höhe und in Gerolstein oder an der Marienburg – zeugt zudem davon, dass er selbst

beim Herrscher, der Beiträge durch Kunst zur Propaganda des wilhelminischen Kaisertums bekanntlich sehr schätzte, ein hohes Ansehen genoss.

Schaper erhielt die Aufträge für die Marienburg von der dortigen Schlossbauverwaltung, wobei bei der Vergabe das über die Jahre aufgebaute freundschaftliche Verhältnis zu Conrad Steinbrecht sicherlich eine nicht unwesentliche Rolle spielte. Steinbrecht schätzte Schapers Malerei und zeigte sich für seine Mitwirkung an der Restaurierung des Schlosses dankbar. Offenbar fügte sich diese Kunst gut in die Vision der wiederhergestellten Marienburg, die der große Restaurator zu realisieren bemüht war. Bei den Aufenthalten des Malers auf dem Schloss stellte Steinbrecht ihm und seiner Frau das mitten im Schloss gelegene Pförtnerhäuschen als Quartier zur Verfügung, wo er sich heimisch zu fühlen und sich in einer inspirierenden Umgebung sein Künstlernerst einzurichten vermochte. Hier entstanden die Entwürfe zu den Bildwerken, die wir auch heute noch in den restaurierten Räumen der Marienburg bewundern können.

st Artur Dobry

*Aus dem Polnischen übersetzt
von Waldemar Moscicki*



Karton für das Wandgemälde auf der Westwand der Marienburger Annenkapelle (1911): Der Hl. Georg empfiehlt die in der Schlacht von Tannenberg gefallenen Deutschordensritter, die vor dem Thron der Gottesmutter knien, der Fürbitte der Madonna.

EINMAL ÜBER DAS GEWOHNTHE HINAUS

Vor 150 Jahren wurde im westpreußischen Hammerstein der Architekt Alexander Beer geboren

Zwischen dem Ende des Kaiserreiches und dem Beginn des Zweiten Weltkrieges war Alexander Beer als Baumeister der jüdischen Gemeinde Berlins tätig. Viele seiner Bauwerke haben sich erhalten und wurden restauriert. Der Mittelpunkt seines Lebenswerkes aber wurde 1938 ausgelöscht.

Beer war ein außergewöhnlicher Architekt des frühen 20. Jahrhunderts, dessen nicht sehr zahlreiche Bauten eine besondere Qualität aufweisen. Einer darunter, die Synagoge in der Berliner Prinzregentenstraße, wäre heute ohne Zweifel sogar ein herausragendes Baudenkmal. Beers Tätigkeit hatte ihren Schwerpunkt im Berlin der 1920er Jahre, das gegenwärtig, nachdem diese Zeit jetzt ein ganzes Jahrhundert zurückliegt, als Thema von Filmen oder Ausstellungen auf großes Interesse stößt. Vor allem aber ist Alexander Beer seit einiger Zeit dem Vergessen entrissen worden, weil auch er zu den jüdischen Bürgern des »Großdeutschen Reiches« gehörte, die in das Konzentrationslager Theresienstadt verschleppt wurden. Dass über ihn heute einiges bekannt ist, verdankt sich vor allem der Forschung von Inge Lammell. In der DDR war sie als Musikwissenschaftlerin tätig gewesen, seit der Wendezeit 1989/90 beschäftigte sie sich intensiv mit dem jüdischen Leben in Berlin. Ihr Interesse galt dabei insbesondere Pankow; die Verfolgung der Juden in diesem Stadtbezirk ab 1933 hat sie eingehend erforscht.

Aber zunächst geht der Blick nach Westpreußen: Alexander Beer wurde dort vor 150 Jahren geboren, am 10. September 1873. Seine Familie lebte in Hammerstein, einer Kleinstadt im Kreis Schlochau. Der Vater war Gerbermeister, es waren also eher einfache Verhältnisse, und Alexander war das siebte von acht Kindern. Vermutlich war es nicht selbstverständlich, dass er dennoch das Gymnasium im nicht weit entfernten Neustettin besuchen konnte. Erleichtert wurde ihm der Schulbesuch dort sicher durch die Pommersche Centralbahn, eine 1878 eröffnete Eisenbahnlinie, die Hammerstein mit dem rund zwanzig Kilometer westlich gelegenen Neustettin verband. In geographischer Hinsicht setzte er diesen Weg nach dem Abitur fort: Beer ging für das Studium der Architektur nach Berlin, das von seiner Heimatregion aus zu dieser Zeit auch nicht mehr eine Weltreise weit entfernt war. Danach folgte für Beer jedoch ein Sprung in den Westen Deutschlands: Er setzte sein Studium an der Technischen Hochschule Darmstadt fort und erhielt anschließend seine erste Anstellung in Mainz.

Gemeindebaumeister in Berlin

Zu Beers Lebensmittelpunkt wurde danach jedoch wieder Berlin. Im Jahr 1910 wurde er von der Berliner Jüdischen Gemeinde als Gemeindebaumeister eingestellt. Mit dieser Position war ein breites Aufgabengebiet verbunden, es umfasste die Aufsicht über alle Gemeindebauten, die Einrichtung von Friedhofsanlagen und schließlich auch die Planung neuer Synagogen. Sein erstes Projekt in der Position des Gemeindebaumeisters war jedoch eine soziale

Nach einer ersten Anstellung in Mainz fand Alexander Beer seinen Lebensmittelpunkt in Berlin, wo er zuvor auch studiert hatte.



QUELLE: AUS DER BIOGRAPHIE VON INGE LAMMELL, BERLIN 2006

Einrichtung. In Berlin-Pankow entstand 1912/13 nach dem Entwurf von Alexander Beer ein jüdisches Waisenhaus. Man sieht es dem sorgfältig restaurierten Bau heute nicht mehr direkt an, aber kurz vor dem Ersten Weltkrieg handelte es sich gestalterisch um ein durchaus modernes Gebäude. Als Baustil wählte Beer den Neubarock, der in jenen Jahren bei öffentlichen Bauten wie Verwaltungs- und Gerichtsgebäuden weit verbreitet war. Der Bauschmuck ist aber bereits sehr zurückgenommen und eher flächig angelegt. Die sogenannte Rustica im Erdgeschoss – eine Übernahme aus der Architektur der Renaissance, mit der ein »wehrhaftes« Mauerwerk aus großen Steinblöcken vorgetäuscht werden sollte – wurde bei Beer bereits zu einem Linien-Ornament, und der große, ohne figürliche Darstellungen auskommende Segmentbogengiebel lässt sich eher dem Jugendstil oder der sogenannten Reformarchitektur zuordnen als dem barocken Stilrepertoire. Um das Gebäude kümmert sich heute ein Förderverein, den die 2015 verstorbene Inge Lammell gegründet hatte. Er organisiert dort eine Gesprächsreihe und Kulturveranstaltungen.



FOTO: GERD DANIEL, DDR-FOTOGRAFIE VIA WIKIMEDIA COMMONS, CC-BY

Das Waisenhaus in Berlin-Pankow war eine moderne karitative Einrichtung aus der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg.

QUELLE: BERLIN.DE/LANDDESKAMMALT



Für die Gefallenen des Ersten Weltkrieges legte Alexander Beer auf dem großen jüdischen Friedhof in Berlin-Weißensee ein Gräberfeld an.

Nach seinem Dienst im Ersten Weltkrieg bekam Alexander Beer es mit einer neuen Bauaufgabe zu tun. Zwischen 1924 und 1927 legte er auf dem jüdischen Friedhof in Berlin-Weißensee ein Ehrenfeld für die jüdischen Gefallenen an. Das Feld hat eine U-förmige Anlage und ist mit einer Mauer eingefasst. Außen sind in diese Mauer Erbbegräbnisstätten eingefügt, durch deren Verkauf die Einrichtung des Ehrenfelds mitfinanziert wurde. Trotz der Abtrennung vom sonstigen Friedhofsgelände sei die Anlage nicht als ein Ort »weltentrückender Abgeschlossenheit« gedacht, wie Beer selbst in einer Bauzeitschrift feststellte. Er habe, wie er später schrieb, auch kein wuchtiges Denkmal angestrebt, sondern sich von der traditionellen jüdischen Friedhofskultur leiten lassen. Das Ehrenfeld existiert noch heute, und der Jüdische Friedhof in Berlin-Weißensee gilt nunmehr als der größte in Europa noch bestehende.

Im Zuge der Weltwirtschaftskrise Ende der 1920er Jahre waren viele ältere Mitglieder der Berliner Jüdischen Gemeinde von Armut bedroht. Um ihnen Fürsorge zukommen lassen zu können wurde in Schmargendorf im Berliner Westen zwischen 1929 und 1931 ein jüdisches Altersheim errichtet. Alexander Beer wählte jetzt den Stil einer gemäßigten Moderne der 1920er Jahre, weshalb sich das Altersheim aus heutiger Sicht in den großen Berliner Bestand von Wohnbauten der Weimarer Republik eingliedert. Das Altersheim ist ein langgestreckter, überwiegend viergeschossiger Riegel. Die

Fassade ist gegliedert durch horizontal verlaufende, weiß verputzte Bänder, die Sockelzone und die Flächen zwischen den Fenstern zeigen dunklen Backstein, aus dem auch einfache Ornamente gebildet werden. Zeittypisch ist auch die abgerundete Gebäudeform an der Ecke Berkauer Straße/Sulzaer Straße.

Nur für wenig mehr als zehn Jahre konnte dieses Gebäude seiner Bestimmung entsprechend genutzt werden. Nachdem das Altersheim 1941 an das Deutsche Reich zwangsverkauft worden war, zogen Stellen des Reichssicherheitshauptamtes und des Auslandsnachrichtendienstes hier ein. Später wurde das Haus als Kaserne sowie als Krankenhaus genutzt, doch inzwischen hat es zu seinem ursprünglichen Zweck zurückgefunden: Ein zum Land Berlin gehörender Betreiber nutzt das historische Gebäude heute wieder als Altersheim.

Ein bedeutendes Bauwerk für kurze Zeit

Im Mittelpunkt des Lebenswerkes von Alexander Beer klappt jedoch eine Lücke. Seine bereits genannten Projekte waren qualitativ hochwertige Bauten, sie bewegten sich jedoch im Bereich des für die jeweiligen Bauaufgaben Typischen. Das gilt wohl auch für die von Beer zwischen 1913 und 1916 errichtete Synagoge am Kottbuser Tor (heute Fraenkelufer) in Berlin, die als anspruchsvoller Neubau der jüdischen Gemeinde mitten im Ersten Weltkrieg gleichwohl Aufmerksamkeit erregte. Von dem im neoklassizistischen Stil gehaltenen Bauensemble ist noch die ehemalige Jugendsynagoge erhalten. Die nach einem Entwurf von Beer errichtete, heute aber restlos verschwundene Synagoge an der Prinzregentenstraße in Wilmsdorf ging dann jedoch über das Gewohnte hinaus. Laut Inge Lamel galt sie um 1930 als »modernster Synagogenbau Berlins« und lässt den Stand des jüdischen Gemeinde- und Kulturlebens in der Hauptstadt wenige Jahre vor der Machtübernahme der NSDAP erahnen.

Mit dem Bau der Synagoge war im Sommer 1928 begonnen worden, im September 1930 wurde sie eingeweiht. Die flächige, wandschirmartige Fassade erinnerte durch ihre weniger breite obere Partie und den Abschluss mit einem Dreiecksgiebel an das Schema



FOTO: DIRK INGO FRANKE VIA WIKIMEDIA COMMONS, CC 3.0

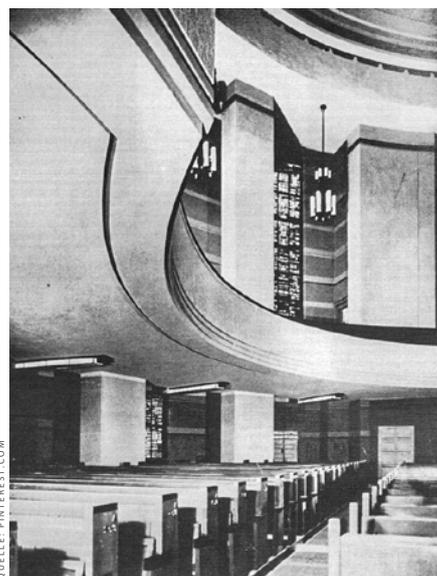
Der langgestreckte Bau des Altersheimes in Berlin-Schmargendorf nach dem Entwurf von Alexander Beer ist verwandt mit anderen Wohnanlagen der Berliner Moderne.



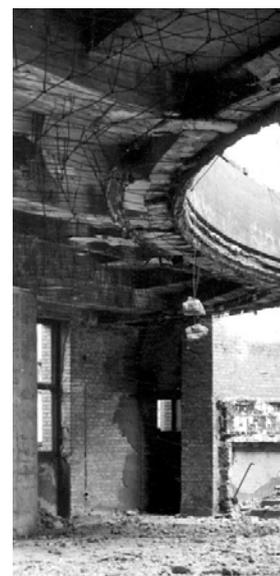
einer antiken Basilika mit einem erhöhten Mittelschiff, obwohl sich die Aufteilung des dahinterliegenden Baus weit vielschichtiger gestaltete. Einzelne Elemente der backsteinsichtigen Eingangsseite lassen eine dialogische Beziehung zum modernen Kirchenbau der Zeit erkennen, der sich damals ebenfalls lebhaft entwickelte. Das Portal der Berliner Synagoge bildeten drei langgestreckte Rundbögen, ganz ähnlich wie etwa bei der 1929 eingeweihten Frauenfriedenskirche in Frankfurt am Main des Architekten Hans Herkommer. Einen historisierenden Akzent in der weitgehend abgeschlossenen Fassade bildete eine große Fensterrosette. Der einflussreiche katholische Kirchenbaumeister Dominikus Böhm verwendete dieses Motiv an vielen seiner Bauten der frühen 1930er Jahre.

An diese Hauptfassade schloss Beer im rechten Winkel zwei leicht zurückgesetzte Flügelbauten an, in denen unter anderem ein Trausaal und die Wochentagssynagoge untergebracht wurden. So ergab sich eine breite, parallel zur Straße verlaufende Front, die an beiden Enden nahtlos an eine Nachbarbebauung anschließen sollte. Auch wenn diese bauliche Einbettung nie realisiert wurde und die beiden Flügelbauten bis zum Schluss mit kahlen Brandmauern abschlossen, war Beer mit seiner Konzeption zumindest auf dem Papier doch das Kunststück gelungen, die repräsentative Synagoge nicht als wuchtigen Solitär erscheinen zu lassen und den Hauptbaukörper mit dem Versammlungsraum der Gemeinde gewissermaßen unsichtbar zu machen.

Dieses im hinteren Bereich des Grundstückes platzierte Kernstück der Synagoge an der Prinzregentenstraße war eine große Rotunde, überspannt mit einer Kuppel von 30 Metern Durchmesser. Eingefügt in diesen Raum waren eine umlaufende Empore und eine Orgel der renommierten Firma Steinmeyer aus Oettingen in Bayern. Zeitgenössische Berichte heben hervor, dass von überallher eine gute Sicht auf den Toraschrein möglich war und die Akustik

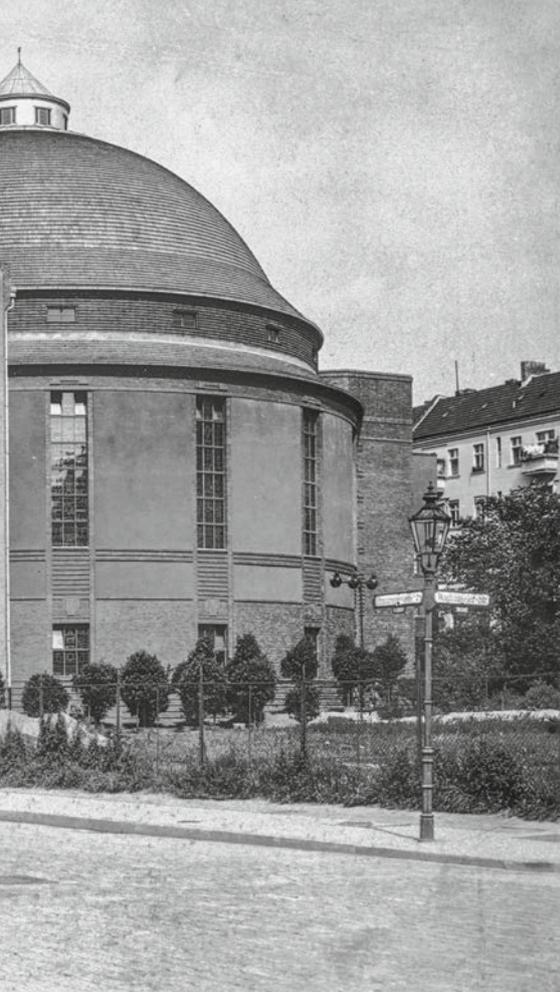


QUELLE: PINTEREST.COM



Der Gemeinderaum der Synagoge in der Prinzregentenstraße konnte auch für Kulturveranstaltungen genutzt werden.

sich ebenfalls vorteilhaft gestaltete. So erscheint es nicht zu weit hergeholt, diesen Gemeinderaum mit den großen Lichtspiel- und Revuetheater-Sälen der 1920er Jahre zu vergleichen. Tatsächlich war der hochmoderne Innenraum von Beer auf eine multifunktionale Nutzung hin angelegt worden: Die Apsis mit dem Toraschrein war durch einen eisernen Vorhang abtrennbar, wodurch sich der Gemeinderaum in einen Veranstaltungssaal verwandeln ließ. Es fanden dort Konzerte statt, und im November 1932 hielt der Schriftsteller Heinrich Mann hier einen Vortrag. Nicht zuletzt überzeugte die Synagoge die Zeitgenossen auch durch ihre künstlerische Ausgestaltung im Detail. Die *Bayrische Israelitische Gemeindezeitung* notierte zur Eröffnung der Synagoge an der Prinzregentenstraße:



Die von Alexander Beer entworfene Synagoge in der Prinzregentenstraße galt in den 1920er Jahren als die modernste Berlins.



YAD VASHEM FOTOARCHIV 5648729 - WWW.YADVASHEM.ORG

Das Innere der Synagoge nach der Reichspogromnacht

»Auch die Kuppel- und Wandbemalung sowohl im Hauptraum wie in Vorhalle, Aufgängen und Nebenräumen tragen in ihrer modernen linearen Ornamentik der Bestimmung des Baues Rechnung.«

Die letzten Jahre

Mit diesem Bauwerk hatte der inzwischen knapp 60 Jahre alte Architekt den Höhepunkt seiner Laufbahn erreicht. Von der Berliner Jüdischen Gemeinde erhielt er schon ab Anfang der 1930er Jahre nur noch Aufträge für kleinere Bauten und Umbauten im Bestand. Eines dieser Umbauprojekte war jedoch aus heutiger Sicht sehr bemerkenswert und letztlich auch von besonderer Tragik: Beer erhielt den Auftrag, einige Räume neben der Synagoge in der

Oranienburger Straße für eine museale Nutzung herzurichten. Damit entstand nicht allein der historische Ausgangspunkt für das heutige Jüdische Museum in Berlin; vielmehr handelte es sich laut dem Berliner CENTRUM JUDAICUM auch um »das erste jüdische Museum, das nicht nur Kunstwerke und historische Zeugnisse der jüdischen Vergangenheit, sondern auch jüdische Kunst der Moderne sammelte und ausstellte«. Eröffnet wurde die Einrichtung am 24. Januar 1933 – nur sechs Tage vor der Machtübernahme der Nationalsozialisten.

Am 10. November 1938 wurde dieses erste Jüdische Museum Berlins »gewaltsam geschlossen und das gesamte Museumsinventar beschlagnahmt«. Wie Alexander Beer die Reichspogromnacht erlebte, hat Inge Lammel von Beers Tochter Beate erfahren, die die 1940er Jahre dank der Evakuierung durch einen »Kindertransport« in England überlebte und später nach Australien auswanderte. Sie berichtete, »dass die Nazis ihren Vater mitten in der Nacht vom 9. auf den 10. November aus der Wohnung holten, um ihm die brennende Synagoge in der Prinzregentenstraße vor Augen zu führen«. Zynischerweise wurde er danach noch gezwungen, für den Abriss der nach dem Brand einsturzgefährdeten Bauteile zu sorgen. Vollständig beseitigt wurde die Ruine der Synagoge jedoch erst 1958. Ob ein Wiederaufbau dieses bedeutenden Bauwerks noch möglich gewesen wäre?

Im Jahr 1941 starb Alexander Beers Ehefrau Alice an Krebs. Was für ihn folgte, musste sie nicht mehr miterleben. Vom Güterbahnhof Moabit aus wurde Alexander Beer am 17. März 1943 nach Theresienstadt deportiert. Laut Informationen der Gedenkstätte Beit Theresienstadt in Israel starb er dort am 8. Mai 1944, genau ein Jahr vor dem Ende des Krieges. Beers Schwester Paula, die sich zuvor um den verwitweten alten Mann gekümmert hatte, überlebte das Konzentrationslager bis zur Befreiung durch die Rote Armee. Der größte Teil der Bewohner des von Alexander Beer errichteten jüdischen Altersheimes in Schmargendorf wurde ebenfalls nach Theresienstadt gebracht. Viele Kinder aus dem jüdischen Waisenhaus sind laut Inge Lammel in Minsk, Riga oder Auschwitz ermordet worden.

So scheint es kaum möglich, am Ende dieser Geschichte zu einem versöhnlichen Schluss zu kommen. Wenn überhaupt, dann bildet die heute lebendige Erinnerungskultur an die jüdische Kulturgeschichte einen positiv stimmenden Epilog. Unzählige Einzelpersonen, so wie Inge Lammel, haben sich in den vergangenen Jahrzehnten für das jüdische Erbe und gegen das Vergessen engagiert, nicht nur in Berlin, sondern auch in Kleinstädten oder ländlichen Regionen in der ganzen Bundesrepublik. Häufig sind aus diesem Engagement Vereine hervorgegangen, die zur Einrichtung von Gedenkstätten und der Bildungsarbeit in Schulen beigetragen haben. Ehrenamtliche haben in der deutschsprachigen Ausgabe der Online-Enzyklopädie Wikipedia Listen mit allen erhaltenen und zerstörten Synagogen angelegt, so dass es heute relativ leicht geworden ist, sich einen ersten Überblick zu diesen Themen zu verschaffen oder herauszufinden, wie die Synagoge ausgesehen hat, die es vielleicht im eigenen Heimatort gegeben hat. An den Berliner Bauwerken von Alexander Beer finden sich Tafeln, die auf den Urheber und sein Schicksal hinweisen. Und nicht zuletzt befinden sich Beers erhaltene Bauten in Nutzung und in einem guten Zustand.

st Alexander Kleinschrodt

Mariusz Hoffmann

Polnischer Abgang

Berlin: Berlin-Verlag, 2023

» **N**ie wieder auf den Müllberg kacken, weil der alte Herr den Schlüssel von innen hat stecken lassen, nie wieder Kohlen schleppen, nie wieder ...« Die antizipatorischen Überlegungen des vierzehnjährigen Jaroslav Sobota, dessen Ausreise mit den Eltern in die Bundesrepublik unmittelbar bevorsteht, drehen sich um die ungewisse Zukunft in einem Land, welches sich später als »doch mehr als erwartet fremd« erweisen wird, aber vor allem um das, was zurückgelassen werden kann: »Nie wieder Sonntagsmesse, nie wieder Beten vorm Schlafen, nie wieder mit dem Rohrstock auf die Finger, wenn wir im Unterricht Schlesisch reden ...«

1990 ist in Polen das Kriegsrecht verhängt worden, die Regierung versucht mit massiven Repressalien die Bevölkerung unter Kontrolle zu bringen und an weiteren Streiks zu hindern, die wirtschaftliche Lage des Landes ist deprimierend. Vater Sobota, der sich als Bergmann im oberschlesischen Gliwice (Gleitwitz) der Gewerkschaft Solidarność angeschlossen hat, erlebt am eigenen Leib, wie brutal die Obrigkeit mit denen umgeht, denen sie misstraut. Nach einem Überfall durch eine vom Staat eingesetzte paramilitärische Sondereinheit wird der Entschluss gefasst, die Heimat zu verlassen, zumal die Großmutter dies bereits 1982 getan hatte.

Diese erste Ausreise jedoch ist geheimnisumwittert: »Es brach kein Krieg aus, auch kein Brand, und doch verschwand meine Oma eines Tages mit nicht mehr als dieser gepackten Tasche.« Der Ich-Erzähler, Enkel Jarek, erinnert sich, seinerzeit mit dem Großvater gesucht zu haben, ohne zu verstehen, was die Gründe für das plötzliche Verschwinden der Oma sein könnten. Schließlich hatte sie eine sichere Stelle bei der polnischen Post gehabt und im Dorf daher hohes Ansehen genossen. Dass Überfall und Verschleppung des Vaters mit einem Brief, den er nie erhalten hatte, zusammenhängen, erfährt der Junge erst spät; auch der Verdacht, die Großmutter – als Postangestellte mit Zugang zu eingehenden Briefen und mit der Gelegenheit, Schriftstücke verschwinden zu lassen – könnte eben diesen zentralen Brief unterschlagen haben, weil sie mit dem gewerkschaftlichen Engagement ihres Sohnes nicht einverstanden gewesen war, erschließt sich ihm erst langsam, aber den Gedanken eines unverzeihlichen Verrats, der die

Familie auseinandergerissen hat, kann er nicht wirklich zulassen.

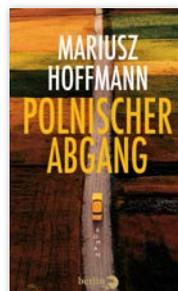
Es ist jedoch die schriftliche Einladung von Oma Agnieszka, die dem polnischen Staat vorgelegt wird und rechtliche Voraussetzung dafür ist, dass ein Besuch in der Bundesrepublik möglich wird. In einer ambivalenten Mischung aus Unsicherheit, Ängsten und Hoffnungen bereiten die Eltern alles vor, lösen den Haushalt auf, verkaufen die bewegliche Habe, während Jarek sich von seinem besten Freund verabschiedet. Eine erste Krise deutet sich an, als nach dem an sich erfolgreich gemeisterten Grenzübertritt – im Sommer 1990 sind es an der schlesisch-deutschen Grenze noch DDR-Beamte, die Pässe, Passagiere und PKWs akribisch kontrollieren –, klar wird, dass, anders als erwartet, nicht Friedland das Ziel der Familie sein kann: Da die Großmutter seit Jahren in Hannover ansässig ist, hatte man angenommen, im niedersächsischen Aufnahmelager Friedland eine kurze Zwischenstation zu absolvieren. Doch das Lager ist überfüllt und die Sobotas müssen nach Nordrhein-Westfalen ausweichen, außer Schalke, BVB und dem VfL Bochum eine Terra incognita für die Familie.

Statt bei der Großmutter in Hannover kommt die Familie nun in der Erstaufnahmestelle Hamm an, kurz darauf geht es weiter ins Aussiedlerlager Unna-Massen.

Unna-Massen, ein Fleck zwischen den Flüssen Ruhr und Lippe, war eine Insel der Gestrandeten inmitten blühender Landschaften. Das nächste Gewerbegebiet wurde über die Landstraße erreicht und bestand aus einem gigantischen Möbelhaus, einer Autowaschanlage und zwei Imbissbuden auf Rädern. Es stand als Ausflugsziel hoch im Kurs, nicht direkt ein Sehnsuchtsort, aber ein Ort, an dem man zumindest seinen materiellen Sehnsüchten nachgehen konnte.

In dieser »eigenen Welt« ist das Einfinden schwer, auch wenn, wie in Polen vor den Lebensmittelläden, überall Schlange stehen angesagt ist, nur hält man hier statt Lebensmittelkarten Dokumente in Händen, die man nicht versteht. Der ironisch-schnoddrige Ton des Erzählers überdeckt die inneren Befindlichkeiten der Familienmitglieder kaum, die behördlichen Regeln und Entscheidungen sind unverständlich, die Mitbewohner in der Unterkunft merkwürdig, und vielleicht befinden sich polnische Spitzel unter ihnen; denn der Ausreisegrund »Besuch bei der Großmutter« ist ein Vorwand gewesen, dauerhafter Verbleib in der Bundesrepublik und Einbürgerung das eigentliche Ziel der Familie.

Dies jedoch gestaltet sich schwieriger als erwartet, auch wenn mit Langenscheidt-Wörterbuch und Quelle-Katalog fleißig die deutsche Sprache geübt wird, welche die Sobotas bis auf ein paar schlesische Brocken nicht beherrschen. Da die Familie nicht der deutschen Minderheit in Schlesien angehört hatte – neben den



Mariusz Hoffmann

Polnischer Abgang

Roman

Berlin: Berlin-Verlag, 2023

240 S., geb., € 22,-

ISBN 978-3-827-01481-8

Sprachkenntnissen eine Voraussetzung für die Anerkennung als Aussiedler –, sind zahlreiche Nachweise zu den Vorfahren erforderlich, im Original und in beglaubigter Kopie und mit beglaubigter Übersetzung. Schließlich werden, dank Urgroßvater Josef und seiner Eintragung aus den 1940er Jahren als Landarbeiter in Volksliste 3, die juristischen Hürden gemeistert, doch damit sind die Probleme des Ankommens keineswegs vorbei.

Das Ruhrgebiet als Pendant zur oberschlesischen Bergwerksregion um Ratibor ist beliebt bei den Aussiedlern, wenn es darum geht, wohin man ziehen will; allerdings liegt dies vorwiegend an mangelnden Kenntnissen von Alternativen, und dann stellen sich die nächsten Fragen: nach Arbeit, nach einer Wohnung (einer richtigen, nicht einer Not-Wohnung) und wie man es schafft, zwischen den Deutschen nicht aufzufallen, trotz Akzent und Klammotten aus dem Caritas-Laden.

Ich schwor, von nun an würde ich immer behaupten, Deutscher zu sein. Wenn jemand fragen sollte, woher ich komme, würde ich »Groß Strehlitz« antworten, nicht Strzelce und schon gar nicht Salesche. Groß Strehlitz, würde ich behaupten, liege in Brandenburg. Ein Dorf in den neuen Bundesländern. Und ich würde diese verdammte deutsche Sprache lernen. Sie beherrschen. Meinen Akzent ausmerzen. Sodass niemand mehr heraushören würde, dass ich von jenseits der Grenze kam.

Stoisch durchhalten, auch wenn das erhoffte Schlaraffenland sich nicht einstellen will, das können die Polen – so erinnern und ermutigen sie sich immer wieder gegenseitig, nicht aufzugeben. Arbeiten bis zum Umfallen, nicht mit dem neuen Auto oder dem tollen Verdienst angeben, sich an alle Regeln halten, Weihnachten mit Kartoffelsalat und Würstchen feiern, am besten jemanden mit einem deutschen Nachnamen heiraten – dann vielleicht werden die Deutschen sie irgendwann nicht wie welche von Volksliste 3 behandeln. »Im Übrigen entscheidest nicht *du* darüber, ob du Deutscher bist, sondern *die* entscheiden.« Doch in das alte Leben in Polen mit staatlichen Repressalien, Armut, Langeweile und Hoffnungslosigkeit möchte keiner zurück.

Das dramatische Familiengeheimnis des folgenschweren Verrats klärt sich schließlich anhand des Abschiedsgeschenks, welches Jarek von seinem Großvater erhalten hatte und erst an Weihnachten öffnet: Es war alles ganz anders, als man jahrelang angenommen hatte. Was die Großmutter, zu der Jarek sich an Silvester aufmacht, dazu zu sagen hat, erfahren wir jedoch nicht.

Mariusz Hoffmanns Roman kommt leicht daher, ein Road Trip aus kindlicher Perspektive, voller Situationskomik und greller Episoden, zugleich ein sensibler Bericht und eine Brücke ins vermeintlich »typisch« Polnische und eine kritische Sicht auf das, was der Kommunismus mit Menschen gemacht hat. So zeigen sich bei aller Klischeehaftigkeit der Figuren und manchen Übertreibungen unerwartete Tiefe und Ernsthaftigkeit, wobei die Belastungen der Vergangenheit des 20. Jahrhunderts in den Beziehungen zwischen Deutschen und Polen nur gelegentlich anklingen.

st *Annegret Schröder*

Lisa Weeda

Aleksandra

Berlin: Kanon, 2023

Bereits als junges Mädchen habe sie die Geschichte des Zweiten Weltkrieges auf ungewöhnliche Weise in den Bann gezogen, bekennt die niederländische Schriftstellerin Lisa Weeda, die 1989 in Rotterdam geboren wurde; spätestens in jenem Moment, in dem die Großmutter beiläufig den Begriff »Ostarbeiterin« fallen ließ, öffnete sich schlaglichtartig ihr Blick auf die eigene Familienhistorie. Mit Wissensdurst und Empathie begegnet die Enkelin dem Herkunftsland ihrer Vorfahren mütterlicherseits und muss erkennen, dass die Ukraine selbst nach der völkerrechtswidrigen Annektierung der Krim auch in den Niederlanden im allgemeinen gesellschaftlichen Bewusstsein kaum Beachtung gefunden hat. Über zehn Jahre erforscht und bereist Lisa Weeda mehrfach das Land, bis Ende 2021 ihr Debütroman, der den Namen der inzwischen 98-jährigen Großmutter trägt, wenige Monate vor dem russischen Angriffskrieg erscheint und alsbald Furore macht.

In *Aleksandra* durchmisst Lisa Weeda ein Jahrhundert aufwühlender Lebensgeschichten einer stolzen Donkosaken-Familie aus dem Donbass, die sich in ihrem ständigen erbarmungslosen Überlebenskampf unter stalinistischer und nationalsozialistischer Machtwillkür sowie den Repressionen durch das Putin-Regime nicht brechen lassen will, denn »Donkosaken beugen sich und stehen wieder auf«, so lehrte es der Urgroßvater. Folglich legt er an jenem tragischen Tag im November 1942, als deutsche Soldaten die 18-jährige Aleksandra mit zwei ihrer Cousins in einen Waggon verfrachten, der sie zur Zwangsarbeit nach Griesheim in ein Werk der IG Farben transportieren soll, seiner Tochter mahnend die Worte ans Herz, niemals in ihrem Leben zu vergessen, dass sie Kind eines Donkosaken sei. – Die Eltern werden ihre Tochter nicht wiedersehen. Aleksandra wird heiraten und ihrem Mann in die Niederlande folgen, sechs Kinder gebären und aus Sorge, als Kollaborateurin verhaftet zu werden, zunächst nicht in ihre alte Heimat zurückkehren.

Bereits in ihrer frühen Jugend, im Winter des Jahres 1931, hatte Aleksandra die bittere Erfahrung von Verlust und Vertreibung machen müssen, als Horden mordender und plündernder Brigadiers über die Dörfer herfielen, um die Zwangskollektivierung der



Lisa Weeda

Aleksandra

Roman, aus dem Niederländischen von Birgit Erdmann

Berlin: Kanon, 2023

288 S. mit Karte und Stammbaum
geb., € 25,-

ISBN 978-3-98568-058-0

Landwirtschaft einzuleiten und damit letztlich eine der größten Hungersnöte im 20. Jahrhundert auszulösen. Erschrocken und ahnungsvoll beobachtet das Kind, wie Familien, mit schwerbeladenen Fuhrwerken gegen den eisigen Wind ankämpfend, sich und ihr Vieh in Sicherheit zu bringen versuchen, und dabei verströmen sie »den Geruch nach verbranntem Holz. Am nächsten Morgen riecht die gesamte Umgebung so.« Bald sitzt auch Aleksandra, in dicke Schneestiefel und Schichten von Kleidern eingepackt, ein letztes Mal mit ihrer Baba, den Eltern und der Schwester am heimischen Abendbrottisch bei der »Abschiedswurst«. Diese Szene hat sich unauslöschlich bis ins hohe Alter in ihr Gedächtnis eingeschrieben: »Bei jedem Bissen, den wir nahmen, klirrten unsere Löffel an den Zinntellern. Körperlich spüre ich dieses Geräusch noch immer, als würden die Löffel über meine Haut schaben.«

Geschickt vermeidet die Ich-Erzählerin Lisa, den Lebenslauf der Großmutter chronologisch oder gar vollständig zu erzählen. Es sind einige wesentliche dramatische Momente, die sie aus gemeinsamen Gesprächen bewahrt, um sie im zügigen Verlauf des Romans aus unterschiedlichen, rasch wechselnden (Zeit-) Perspektiven zu beleuchten und mit den Erlebnissen und Schicksalsschlägen anderer, älterer wie jüngerer Verwandter zu einer komplexen Familiengeschichte zu verweben.

Sinnbildlich steht dafür ein fiktives Sticktuch, das gemäß einer volkstümlichen ukrainischen Tradition die Lebenslinien aller Angehörigen nachzeichnen soll: die rote Farbe steht für Glück und Erfüllung, schwarz hingegen für Leid und Tod. Aleksandras Großmutter hatte mit dieser Handarbeit vor bald hundert Jahren begonnen. Nun bekommt Lisa den Auftrag, dieses Familienstück zum Grab von Kolja, einem Neffen der Großmutter (und somit ihrem Onkel) zu bringen, der nach den Unruhen auf dem Maidan in Lugansk monatelang als verschollen galt. Um diese verhängnisvollen Vorgänge aufzudecken, bedient sich die Erzählerin eines weiteren, auch in anderen Zusammenhängen auftretenden folkloristischen Motivs, indem sie märchenhaft weiße Hirsche mit einem goldenen Pfeil im Rücken – stolz und verletztlich zugleich – als Beobachter des Geschehens erscheinen lässt und auch sich selbst in solch eine Gestalt zu verwandeln vermag. Ähnlich dem Chor im antiken Drama fühlen diese Wesen mit, ahnen Unglück, ohne eingreifen zu können. Aus diesem Blickwinkel muss Lisa miterleben, wie Kolja immer stärker in die Fänge der neuen politischen Machthaber gerät – mit denen der eigene Cousin kooperiert –, bis er letztlich vom Kommandanten der Regionalbehörde auf zynische Weise um Gelder erpresst, drangsaliert und abgeführt wird.

Lisa wird ihren Onkel wiedersehen, »blutverschmiert und voller schwarzer Beulen«, sein »rechtes Auge ist hinter dem geschwellenen Lid nicht zu sehen«, und im »Nacken hat Kolja Abdrücke von Schuhsohlen. Seine rechte Schläfe ist eingebault.« Nach seinem Tod begegnet sie ihm virtuell im »Palast des verlorenen Donkosaken«, jenem Ort, in dem all jene Donkosaken, die verstarben, ohne dass sie verabschiedet oder begraben werden

konnten, eine Zuflucht finden und dort in der Hoffnung ausharren, dass sie dereinst, wenn ihr Land wieder befriedet ist, Erlösung finden.

Der Entwurf des imaginären Palastes ist ein überraschend kühner und zugleich überzeugender literarischer Coup, mit dem Lisa Weeda ihre erfolgreichen beruflichen Erfahrungen als Virtual-Reality-Regisseurin gekonnt auf das Romangeschehen überträgt. Aus der Wirklichkeit eines Tages im August 2018 stolpert Lisa bei dem Versuch, die Grenzkontrolle von der Ukraine zur »Volksrepublik Lugansk« zu überwinden, förmlich Hals über Kopf in die Scheinwelt dieses Gebäudes hinein, das ironischerweise und unmissverständlich an den »Palast der Sowjets« erinnert, den in den 1930er Jahren von Stalin für das »neue« Moskau geplanten gigantomanischen Bau. Dort trifft sie auf ihren Urgroßvater Nikolaj; er

Ich lehne mich auf der Bank im Palast zurück und denke an die Holzmühle, über die Aleksandra immer spricht. Der schmale Pfad zum Fluss, der Brunnen, die Pferde, die Kühe und das Getreide. Die Holzeimer voll blutroter Tomaten, Baba Maris fest verschlossene Einmachgläser mit dem Gemüse für den Winter. Der Donez, der alle Felder aneinanderreicht, die kleinen Flüsse, die die Landkarte zusammenhalten, Russland gegen die Ukraine pressen, Nikolaj, der mit Nadel und Faden seine Mäntel näht und Leder-schichten zwischen Pelzlagen, Ärmel und Bruststücke einfügt. Nikolaj nimmt den Fuß von der Nähmaschine und geht hinaus zum Getreidefeld. Er hält die Ähren in den Händen, zieht einen Halm aus der Erde, puhlt ein paar trockene Körner heraus und steckt sie in den Mund. Er kaut und kostet den Geschmack des Landes: süß und bitter. Er kaut, lauscht, die Tiere, das Rascheln des Getreides im Wind. Er betrachtet die schwarze Erde unter seinen Füßen, so fruchtbar, dass darum immer gekämpft werden wird.

wird sie von Zimmer zu Zimmer führen, jedes ist Zeugnis einer (Lebens-)Geschichte. Lisa wird vieles über ihre Familie erfahren und ihrerseits Tröstliches von Aleksandra erzählen – es ist ein ernsthafter, berührender, auch mit Witz geführter Dialog, ein Brückenschlag über Generationen hinweg, der geprägt ist von Verständnis und tiefe Empathie wachruft. (Zumindest ein ausführlicheres Beispiel für diese Gestalten und Atmosphäre schaffende Kraft der Imagination und für die poetische Dichte dieser Passagen ist als Textblock auf dieser Seite beigefügt.)

Pünktlich zum ersten Jahrestag des Krieges in der Ukraine, am 24. Februar 2023, hat der junge Berliner Kanon-Verlag die deutsche Übersetzung des Romans *Aleksandra* vorgelegt und gewährt damit auch der hiesigen Leserschaft den erfrischend eigenwilligen, vieles durchdringenden Blick auf eine Familiengeschichte, die exemplarisch für Schicksale in diesem von feindlichen Mächten bedrängten Land steht.

st Ursula Enke

VERSTEHEN UND VERSTÄNDIGUNG



Bundestagspräsidentin a.D. Rita Süßmuth – Zeitzeugin im Gespräch

Rita Süßmuth war eine der prägenden Gestalten der späten Bonner und frühen Berliner Republik, zumal als Bundesministerin für Jugend, Familie, Frauen und Gesundheit von 1985 bis 1988 sowie insbesondere als Präsidentin des Deutschen Bundestages von 1988 bis 1998. Zudem ist die 1937 in Wuppertal geborene CDU-Politikerin bis heute – neben anderen Themen-

feldern – intensiv mit Fragen der deutsch-polnischen Beziehungen befasst: nicht nur als Präsidentin des Deutschen Polen-Instituts, sondern ebenso als Kuratoriumsvorsitzende der Deutsch-Polnischen Gesellschaft und Vorstandsmitglied der im Geiste des Weimarer Dreiecks arbeitenden Stiftung Genshagen. Dies macht sie zum einen zu einer Zeitzeugin der Deutschland- und Ostpolitik der Jahre ihrer Verantwortung in Regierung und Parlament und zum anderen zu einer erfahrenen Beobachterin der gegenwärtigen Phase intensiver Herausforderungen für den Zusammenhalt Europas. In einem Gespräch mit Tilman A. Fischer hat sie Einblick in ihre historischen Erfahrungen wie in ihre Gegenwartsanalysen gegeben. Entstanden ist so das intellektuelle Porträt einer zentralen Persönlichkeit im deutsch-polnischen Dialog.

Frau Professor Süßmuth, Sie sind in Westdeutschland geboren und aufgewachsen. In welchem Zusammenhang wurde hier »der Osten« für Sie erstmals thematisch?

Das war in der Nachkriegszeit. Wir waren evakuiert in einem Dorf auf dem Lande und da wurden samstagsmorgens immer die Backplatten – die einen mit Brot, die anderen mit Kuchen – zum Bäcker gebracht, um da abgebacken zu werden. Da habe ich erlebt, dass die Platten der Flüchtlinge immer als letzte drankamen. Da habe ich zuhause gefragt: »Was machen die da eigentlich? Warum heißt es, ›der Ofen ist voll?‹« Da flackerte in mir etwas auf. Das hat zwar nicht zum Polen-Interesse geführt, hat mich aber sensibilisiert: Warum werden die Flüchtlinge – und das waren Deutsche aus dem Osten – anders behandelt als Einheimische. Es gibt Zugehörige und solche, die an den Rand gedrängt werden. Das Flüchtlingsproblem habe ich erst viel später tiefer verstanden; denn meine Kindheit dominierte die Frage nach dem eigenen Überleben: Man sorgte für sein Überleben, ging hamstern, alles Mögliche sammeln, Eier zu bekommen und so weiter.

Dennoch gewann der Themenkreis Deutschland und Ostmitteleuropa für Sie an Bedeutung. Wie kam es dazu?

Als ich zur höheren Schule kam zu den »Schwestern der Christlichen Liebe« – oder auch der Strenge – in Lippstadt, habe ich mich sehr für Geschichte interessiert und war da auch entsprechend begabt. In dieser Zeit war mein Vater – ein Pädagoge – am Wiederaufbau der Lehrerbildung beteiligt. Und auf seinem Schreibtisch sah ich immer die FRANKFURTER HEFTE – rote Hefte mit bestimmten Themen. Das hat mich interessiert: Was macht Dein Vater da? Das war eine Mischung aus politisch-kritischen, sozialen und Bildungsfragen – und so weiter. Das hat mich wach gemacht. Dann kam die Mittlere Reife und ich wollte von der Schule abgehen, um Krankenschwester zu werden. Da sagte mein Vater: »Rita, mach doch wenigstens Abitur!« Als ich dann das Abitur in Rheine gemacht hatte, sagte er: »Und jetzt studier' bitte Jura!« – »Oh Schand'!«, dachte ich da und ich sagte ihm: »Nein, das kann ich nicht – ich habe keine Beziehung dazu. Ich muss etwas machen, wovon ich schon jetzt was erlebt und Ahnung habe. Ich werde Romanistik und Geschichte studieren.« Ich war entschlossen, als Lehrerin in die Schule zu gehen. Diese Fächer habe ich zunächst

in Münster, dann in Tübingen, dann in Paris an der Sorbonne studiert.

Dies freilich klingt eher nach einer Westorientierung.

In dem Studium stieß ich dann aber nicht nur auf den Westen, sondern entdeckte plötzlich auch die reiche Geschichte Ostmitteleuropas: Da war ein Mediävistik-Professor, und der beschäftigte sich gerade mit Mittel- und Osteuropa. Ich besuchte seine Seminare, und er lud mich dann ein, als ich 1961 das Examen gemacht hatte, mit auf eine Studienfahrt zu kommen. Zunächst habe ich sein Oberseminar auch noch mitgemacht, aber ich hatte dann das Angebot für eine Dissertation und promovierte über die *Anthropologie des Kindes*. Mit der Anstellung als Assistentin von Robert Spaemann an der Universität in Osnabrück folgte dann auch der berufliche Durchbruch an die Universität. Jedoch habe ich parallel zur Universität immer auch andere Themen verfolgt: Ich betrieb weiter Geschichtsstudien, obwohl ich ja das Examen in Alter und Mittelalterlicher Geschichte bereits hatte – aber ich muss sagen: Das war mehr ein Auswendiglernen gewesen. Verstehen der Geschichte habe ich erst durch die Franzosen gelernt – abstrakt gesprochen durch die Strukturalisten, denen es darum ging, nicht nur politische, sondern auch Sozial- und Kulturgeschichte zu betreiben. Das eröffnete auch einen neuen Blick auf unsere östlichen Nachbarn.

In welcher Beziehung steht Ihr persönlicher Perspektivwechsel zu den Umbrüchen in der deutschen Politik – mithin der politischen Kultur – in den 1960er und 1970er Jahren?

Dies waren für mich die entscheidenden Entwicklungsjahre. Ich war damals zwar durch meinen Berufseinstieg zur Kämpferin für Frauen geworden, aber noch nicht zu einer richtigen Kritikerin. Dies geworden zu sein, verdanke ich den 68ern. Meine Partei



Rita Süßmuth im Gespräch mit Tilman A. Fischer



FOTO: BUNDEARCHIV, BILD 103-1898-1217-0027 / WOLFGANG KLUGE / CC-BY-SA 3.0

Deutschlandpolitik: Bundestagspräsidentin Süssmuth beim Gründungsparteitag des »Demokratischen Aufbruchs« am 17. Dezember 1989 in Leipzig

freut sich nicht, wenn ich sowas sage. Was kann denn an den 68ern gut gewesen sein? Ja, die haben die Fragen gestellt – auch im Parlament. Die 68er-Bewegung klärte die Menschen auf – im Sinne Kants: ihren eigenen Verstand zu gebrauchen. Und das ist ja das Entscheidende, so entsteht Verstehen und erst durch Verstehen kommt dann die Verständigung zustande – eben auch mit Völkern, zu denen eine historisch belastete Beziehung besteht.

Welche Bedeutung kam dieser Verknüpfung zwischen Verstehen und Verständigung gerade mit Blick auf den damaligen Ostblock zu?

Die Spaltung Europas hat nicht nur in Form von physischen Grenzen existiert, sondern auch in den Köpfen. Das waren immer »die Anderen«. Wir haben jahrelang den Westen positiv gesehen und den Osten als die zu Befreienden. Polen, die Tschechoslowakei – in all diesen Ländern gab es auch eigene Bewegungen, deren Denken wir eigentlich viel zu wenig zur Kenntnis genommen habe.

In Ihrer Partei sind sie auch als eine Unterstützerin der »Neuen Ostpolitik« – und in diesem Kontext durchaus auch als eine Kritikerin der Vertriebenenverbände – in Erscheinung getreten. Wie haben Sie diese Konstellation wahrgenommen?

Für manche in der Union war ich nie eine richtige Parteizugehörige – wahrscheinlich auch nicht genug Parteisoldat. Ich habe Schwierigkeiten, das gebe ich zu, mit so einem unmittelbaren Gehorsam. Da hatten meine Eltern schon Schwierigkeiten. Wenn ich mir etwas in den Kopf gesetzt hatte – das kriegte man nicht so schnell da wieder raus. Es gab damals eine Hauptunterstützung von den reformerischen Kräften. An der

Spitze Heiner Geißler. Heiner Geißler war ein Kämpfer, der auch manchmal über seine Grenzen ging, auch in der Verletzung anderer Menschen. Später hat er sich dann immer wieder entschuldigt.

Aber es gab in der Union doch auch genug meinungsstarke Kritiker Ihrer Position.

Ja, aber Herbert Czaja und einige der Hauptmatadore der Vertriebenenverbände haben im Laufe der Zeit auch gelernt. Wir haben einerseits die »große Zeit« der Vertriebenenverbände vor Augen, die die deutsche Politik sehr beeinflusst haben, auch wegen ihrer Wählerstimmen – mit denen man sich gutstellen musste. Wir haben aber auch die heutige Zeit vor Augen, in denen viele Akteure aus den Vertriebenenverbänden ganz wesentlich zur Verständigung in Europa beitragen. Dort, wo heute die Vertriebenen wieder in ihr altes Heimatland kommen und die heute dort Lebenden sie bitten: »Kommt doch mal rauf, und wir trinken eine Tasse Kaffee zusammen!«, da erleben wir heute, dass gerade eine Region wie Oberschlesien die Region der Verständigung ist – inmitten des von der PiS dominierten Polen. Ähnliches gilt für Danzig. Umso schlimmer sind die Reparationsforderungen aus Warschau, die keiner mehr bezahlen kann.

Lassen Sie uns gerne später auf diesen Punkt zurückkommen – hier aber noch kurz in der Retrospektive verweilen! Wie entwickelten sich in den sogenannten Wendejahren Ihre persönlichen Beziehungen nach Polen?

Ich habe in der Geschichte ja viel erfahren, von den furchtbaren Dingen, die im Zweiten Weltkrieg und auch danach passiert sind. Nach Polen war ich noch nicht gekommen, aber wir hatten wenigstens Informationen aus zweiter Hand. Polen hat sich für mich ei-

gentlich erst ab den frühen 1980er Jahren eröffnet und eine führende Persönlichkeit war Władysław Bartoszewski, ein Widerständler und ein wunderbarer Mensch. Auch wenn er, wie ich jetzt im Augenblick, nicht aufhören konnte zu reden. Aber durch ihn habe ich viel über Polen verstanden. Vorher habe ich studiert, dies sicherlich auch engagiert – aber ich habe noch nicht viel verstanden. Gewusst habe ich eine Menge, aber das ist weniger als Verstehen.

Wann sind sie ihm, Bartoszewski, das erste Mal begegnet?

Ich bin ihm das erste Mal 1985 begegnet. Aber da war er mir natürlich bereits bekannt: Er gehört zu den Personen, die schon vorher die Kontakte hergestellt haben, gerade über den religiösen Austausch; denn natürlich hatte ich die Diskussion um die neue Ostpolitik, in welcher der »Botschaft der polnischen Bischöfe an ihre deutschen Amtsbrüder zur Versöhnung« von 1965 eine große Bedeutung zukam, intensiv verfolgt – und in dieser Zeit war Bartoszewski bereits im von den Kirchen betriebenen Dialog engagiert. Eine zentrale Rolle kam damals den jungen Menschen von Aktion Sühnezeichen zu, die jüdische Opfer pflegten (es gab ja noch keinen Ausgleich und keine Versorgung für sie). Über diese kirchlichen Kontakte bekam er Reiserecht nach Deutschland und hat seitdem die Verständigung wirklich auch in unserem Land betrieben.

Dies taten Sie selbst dann auch vor Ort in Polen. Wie waren Ihre ersten Eindrücke von unserem östlichen Nachbarland?

Als die Solidarność stärker wurde, und als sich dann 1989 die Grenzen öffneten, war meine erste Wahrnehmung: Bei der DDR hatte man Angst gehabt, überhaupt hineinzufahren – wahnsinnige Kontrollen; und wenn man nach Polen fuhr, brauchte man kaum den Kofferraum aufzumachen. Auch in der Akademie der Wissenschaften – ein völlig anderer Ton als bei den Kollegen in der DDR. Und bei den Reisen in diesen Jahren habe ich die ersten Solidarność-Leute in Warschau kennengelernt. Das geschah abends in der Botschaft ohne großes Aufsehen – einfach zum vertraulichen Gespräch. Da war Adam Michnik, heute Chefredakteur der *Gazeta Wyborcza* – ein etwas schwieriger Typ, aber ich habe ihn sehr geschätzt wegen seiner Einstellung, aber auch wegen seines Wissens. Ich habe heute noch Kontakt mit Lech Wałęsa in Danzig. Er ist jetzt älter ge-

worden und etwas gebrechlich, nimmt aber weiterhin an den Demonstrationen der heutigen polnischen Opposition teil. Sie sehen, da ist was geblieben.

Welche Fragen und Themen sind Ihnen heute in den Beziehungen Deutschlands zu den Nachbarn in Ostmitteleuropa bedeutsam?

Im Augenblick kämpfe ich zum einen für Ungarn – ziemlich auf einsamem Posten. Wir Deutschen sind manchmal sehr lehrmeisterhaft und restriktiv: Ihr seid nicht gehorsam und haltet die Rechtsordnung nicht ein, die Gewaltenteilung – und jetzt fordern wir Sanktionen. Die Analyse ist zutreffend, ja, aber statt zu sanktionieren müssen wir besonders viel mit den Andersdenkenden sprechen. Wichtig ist mir heute zum anderen und insbesondere seit dem totalen Bruch in der West-Ost-Beziehungen: Ich höre nur von morgens bis abends: »Die Ukrainer müssen den Krieg gewinnen.« Es kommt nie die Frage auf: Was machen wir eigentlich, wenn sie ihn nicht gewinnen? Wir werden gleichsam alle plötzlich zu Konformisten. Die andere Seite – was machen wir, wenn nicht – muss doch auch bedacht werden und die fehlt mir heute, auch in meiner eigenen Partei. Ja, Engagement für die Ukraine – aber wir müssen immer auch bedenken: Es könnte anders kommen, als wir es erhoffen. Wir können ja nicht sagen: keinerlei Kontakt mehr – weder wissenschaftlich noch ökonomisch. Das kann ich mir nicht vorstellen. Da muss wieder Neues entstehen, wie es entstanden ist nach dem Zweiten Weltkrieg.

Schwingen in der Hoffnung auf die Möglichkeit von Verständigung noch Erfahrungen aus der Ära Gorbatschow mit?

Damals gab es einen anderen Geist. Ich habe die Suche nach Gesprächen mit Gorbatschow unterstützt und unsere Regierung hat sie gefunden. Ohne Gorbatschow hätten wir keine deutsche Einheit. Das ist meine Position. Es gab damals eine Zeit, in der Gorbatschow auch die Armut in Russland sah, die Unfreiheit der Russen, und ihnen mehr Freiheit gegeben hat. Putin hat nur das Eine gesehen: Er hat unser Land verkleinert. Anders als Gorbatschow ist Putin nicht zu einer größeren europäischen Perspektive in der Lage. Fehler sind aber natürlich auf allen Seiten gemacht worden. So stand das Baltikum in der Phase seines Freiheitskampfes für den Wunsch nach einer Verständigung zwischen Ost und West! Später sind dann die russischsprachigen Minderheiten aus-



Rita Süssmuth bei den Feierlichkeiten zum 75. Geburtstag von Reinhard Mohn (Aufnahme aus dem Jahr 1996)

gegrenzt worden, was zur Verschlechterung der Beziehungen beitrug.

Verständigung mit Russland, Fehler auf Seiten der westlichen Staatenwelt – sind das Fragen, die heute im Austausch mit Partnern in Polen, wo man zu Recht mit Sorge auf Russland blickt, angesprochen werden können?

Ja, sicher. Aber nicht mit der PiS-Regierung. Gewiss lässt sich die Haltung Jarosław Kaczyńskis gegenüber Russland auch aus dem dramatischen Schicksal des Verlusts seines Bruders erklären, aber im Sinne Bartoszewskis gesprochen: Es muss jederzeit nach christlichem Verständnis möglich sein, wieder aufeinander zuzugehen. Aber für Kaczyński ist der Bruder von Russen ermordet worden. Und das treibt ihn bis heute um, und er will es rächen.

Sie hatten die PiS – und auch die polnischen Reparationsforderungen – bereits angesprochen. Was für eine Entwicklung des politischen Diskurses erleben wir da gerade in unserem Nachbarland?

Dass solche Reparationsforderungen artikulierbar sind, hat die PiS erreicht, indem sie eine absolut polarisierte Atmosphäre geschaffen hat. Deshalb bin ich über all die deutlichen Manifestationen der politischen Opposition glücklich, denn da geht nicht einfach ein kleines Grüppchen auf die Straße, sondern Tausende von Menschen, die sich etwa gegen die Gesetzesinitiative gegen Tusk richten, die ihm das Wahlrecht nehmen und alle Schuld auf seinem Haupt versammeln soll. Dabei wird ihm von der PiS insbesondere seine Haltung gegenüber Russland vorgeworfen. Hierzulande wird die Zivilcourage der polnischen Opposition ja teilweise relativiert. Dann heißt es mit Blick auf Demonstrationen: Es war die Stadt und nicht das Land.

Ist alles wahr, aber die Demonstrationen zeigen: Da ist ein Volk, das denkt: Was müssen wir an demokratischen Errungenschaften erhalten? Was sind die Grundlagen unserer Freiheit?

Sehen Sie die Perspektive, dass durch die gemeinsame Bewältigung der Krise des russischen Angriffskrieges mit all ihren humanitären Folgen auch die Ost-West-Spannungen in der EU abgebaut werden können – oder ist der Konfliktaustrag nur in einem momentanen Burgfrieden ausgesetzt?

Angesichts des Krieges in der Ukraine versuchen wir heute, gute, oder zumindest normale Beziehungen zwischen Deutschland und Polen zu pflegen. Polen engagiert sich ungeheuer. Sie haben – das kommt noch hinzu – immer eine enge Beziehung zur Ukraine gehabt. Auf der einen Seite ist Europa zusammengewachsen: Die Staaten merken, wir müssen zusammenstehen, nur gemeinsam können wir der Ukraine helfen. Auf der anderen Seite haben wir ständig Entwicklungen, bei denen der eine oder der andere sagt: Wir sind anders. Das betrifft etwa die Gewaltenteilung – in Polen, in Ungarn. Das heißt: auf der einen Seite Annäherung und Zusammenschluss, um ein stärkeres Europa zu schaffen – auf der anderen Seite bleibende Abgrenzungen. Diese Spannungen gilt es klug auszubalancieren.

Welche Streitfragen stehen dabei im Fokus?

Polen vertritt klare politische Standpunkte, was die militärische Aufrüstung betrifft. Manchmal habe ich dabei das Gefühl: Wenn Ihr uns Deutschen jeden Tag neue Dinge abverlangt, denkt Ihr auch daran, welche Risiken das für uns mit sich bringt? Und nicht nur für uns Deutsche – für ganz Europa? Wir müssen doch vielmehr gemeinsam eine Kriegsbeseitigung, einen Stopp der Waffen herbeiführen – und nicht nur für uns, sondern für Europa, wenn diese Idee des Staatenbundes noch eine Chance haben soll. Im Kalten Krieg ging es immer darum: Welche Waffen schützen uns? Welche Abwehrkräfte schützen uns? Und jetzt sind wir wieder in einer solchen Situation: Haben wir überhaupt noch Schutz? Und wir sagen, dieses Europa muss sich retten. – Wir sind aber im hohen Maße abhängig von Amerika. Amerika hat uns geholfen, ganz entscheidend geholfen bei der Wiedervereinigung. Das waren ja Hoffnungsjahre. Im Augenblick aber leben wir in einer Zeit der Unfälle und Enttäuschungen ...



Jacob Mikanowski

Adieu, Osteuropa. Kulturgeschichte einer verschwundenen Welt

Aus dem Amerikanischen übersetzt von Andreas Wirthensohn, Berlin: Rowohlt, 2023; 512 S., geb., € 34,00 – ISBN 978-3-7371-0139-4

Jacob Mikanowski, der den osteuropäischen Kulturraum insgesamt – von der Oder bis Sibirien, von der Krim bis zum Baltikum – ins Auge fasst, entwirft das Panorama einer reichen, vielfältigen Welt, die lange, bis in das spätere 20. Jahrhundert hinein Bestand hatte, dem Westen allermeist fremd blieb, aber zugleich starke Impulse gab. In weiten

Bögen schildert der Autor die Schicksale von Volksgruppen, Imperien und Religionen. Romanhaft spannend beschreibt er auch peripher erscheinende Phänomene oder porträtiert exemplarische Figuren wie den türkischen Dandy und Reiseautor Evliyâ Çelebi, der ab 1630 halb Europa und Afrika erkundete, den jüdischen Sektenstifter Jakob Frank oder die kaiserliche Augenärztin Salomea Pilsztyn.



Martin Schulze Wessel

Der Fluch des Imperiums: Die Ukraine, Polen und der Irrweg in der russischen Geschichte

München: C.H.Beck, 2023; 352 S. mit 22 Abb. und 6 Karten, Hardcover, € 28,00 – ISBN 978-3-406-80049-8

Russlands imperiale Vergangenheit ist der Schlüssel, um Putins Überfall auf die Ukraine und seine antiwestlichen Obsessionen zu verstehen. Der Autor stellt den Krieg in den langen Kontext der russischen Expansion nach Westen und beschreibt, wie das Ausgreifen in die Ukraine und die Teilung Polens seit dem 18. Jahrhundert einen

Irrweg in der russischen Geschichte begründeten, der als »Fluch des Imperiums« bis heute fortwirkt. Dabei zeigt er, wie eine fatale Ideenwelt entstehen konnte, die noch im 21. Jahrhundert in den Köpfen der Moskauer Führung spukt. Deutschland hat sich nach 1945 von seinem Fluch des Imperiums befreit und sich in Richtung Westen geöffnet. Russland steht dieser Weg noch bevor.



Felix Bohr und Eva-Maria Schnurr (Hrsg.)

Kriegsgefangene. Die vergessenen Soldaten des Zweiten Weltkriegs

München: DVA, 2023 (SPIEGEL-Buch); 240 S. mit Abb., Hardcover, € 22,00 – ISBN 978-3-421-07012-8

35 Millionen Soldaten gerieten während des Zweiten Weltkrieges in Gefangenschaft, darunter elf Millionen deutsche. In einigen Familien wird bis heute über diese Zeit im Lager gesprochen, in anderen gibt es allenfalls noch vages Wissen darüber. Öffentlich fand das Schicksal der Kriegsgefangenen lange Zeit kaum Beachtung. Nun

sind in diesem Buch Geschichten dieser vergessenen Soldaten zusammengetragen worden, Geschichten der deutschen Kriegsgefangenen wie jener, die von den Deutschen gefangen genommen wurden. Dadurch wird erkennbar, welche Folgen die Gefangenschaft für die Einzelnen, aber auch für die Gesellschaft hatte, welche Narrative sich um das Thema entwickelten – und wie diese bis heute nachwirken.



Jan Ruhkopf

Institutionalisierte Unschärfe: Ordnungskonzepte und politisches Verwalten im Bundesvertriebenenministerium 1949-1961

Göttingen: Wallstein, 2023; 480 S. mit Diagrammen und Karten, geb., € 48,00 – ISBN 978-3-8353-5499-9

Das nach 1945 wiederentstehende westdeutsche Staatsgebilde stand vor der gewaltigen Aufgabe, acht Millionen dorthin geflüchteter bzw. vertriebener Menschen zu integrieren. Sichtbarste Antwort auf diese »Vertriebenenfrage« war das 1949 gegründete Bundesministerium für Vertriebene, Flüchtlinge und Kriegsgeschädigte. In diesem Buch wird erstmals die Geschichte

dieses »Sonderministeriums« nachgezeichnet, die zentrale Spannungsfelder der bundesdeutschen Nachkriegszeit vereint: gesellschaftliche Konflikte um einen sozialen Ausgleich, den Revisionismus der Vertriebenenverbände, NS-belastete Eliten in Verwaltung und Politik sowie die heraufziehende Ordnung des Ost-West-Konflikts.



Irene Langemann

Das Gedächtnis der Töchter

Roman, Berlin: Friedenauer Presse, 2023; 477 S., geb., € 30,00 – ISBN 978-3-7518-8000-8

Bei der Suche nach ihren deutschen Wurzeln wird die elfjährige Vera, die in einer sibirischen Kleinstadt lebt, von ihrer Mutter in die Familiengeschichte eingeweiht. Bei diesen Gesprächen erfährt sie, dass ihre Vorfahren, strenggläubige Mennoniten, Anfang des 19. Jahrhunderts aus Westpreußen nach Russland, in das Gebiet der heutigen Ostukraine, ausgewandert sind. Über sechs Generationen entfalten sich

von dort an packende Lebenswege, die die verschiedenen Lebensbedingungen bis in die Jetztzeit hinein deutlich werden lassen: vom bescheidenen Wohlstand der frommen Kolonisten in der Zarenzeit über unmenschliche Entbehrungen, existenzielle Not und Diskriminierung in der Sowjetdiktatur bis hin zu den idyllischen Sommern an der Küste Georgiens in den Siebzigerjahren.

Impressum

Herausgeber und Verlag: Westpreußische Gesellschaft – Landsmannschaft Westpreußen e.V.

Der stellvertr. Vorstandsvorsitzende
Ulrich Bonk (v.i.S.d.P.)

Mühlendamm 1, 48167 Münster-Wolbeck
Telefon 025 06 / 30 57-50, Fax 025 06 / 30 57-61

Sparkasse Münsterland Ost, Münster:

IBAN: DE59 4005 0150 0034 0248 51
BIC: WELADED1MST

**Redaktionssekretariat, Abonnement-Verwaltung
und Anzeigenannahme:** Esther Lüchtfeld
(sekretariat@der-westpreusse.de)

Redaktion:

Prof. Dr. Erik Fischer (e.fischer@der-westpreusse.de) /
Redaktionsleiter;

Dr. Joanna Szkolnicka (j.szkolnicka@der-westpreusse.eu) /
Ressort PANORAMA;

Tilman Asmus Fischer (t.fischer@der-westpreusse.de) /
Ressorts VORSPANN SOWIE POLITIK UND GESELLSCHAFT;

Ursula Enke (u.enke@der-westpreusse.de) /
Text- und Bildredaktion

Korrespondentinnen und Korrespondenten:

Peter Neumann (Troisdorf) für Danzig, Piotr Olecki (Toruń)
für Thorn und Kujawien-Pommern, Marek Dziedzic (Malbork)
für Marienburg, Bartosz Skop (Elbląg) für Elbing

Verlags- und Redaktionsadresse:

Der Westpreuße
Mühlendamm 1, 48167 Münster-Wolbeck
Telefon 025 06 / 30 57-50, Fax 025 06 / 30 57-61
sekretariat@der-westpreusse.de
www.der-westpreusse.de

E-Mail Adresse der Redaktion für Leserschriften:
leserpost@der-westpreusse.de

Layout, Bildbearbeitung und Druckvorlagenerstellung:
MEDIENGESTALTUNG KOHLHAAS, Bonn-Bad Godesberg

Herstellung: WIRmachenDRUCK GmbH
Mühlbachstraße 7, 71522 Backnang

ISSN: 0043-4418

Auflage: 1.000 Exemplare

Der Westpreuße / Begegnungen mit einer europäischen

Kulturregion erscheint alle drei Monate (im März, Juni,
September und Dezember). Der Bezugspreis beträgt
halbjährlich oder jährlich € 18,- bzw. € 36,- sowie im
Ausland jährlich € 40,-. Für Privatpersonen in Polen gilt bei
Direktbezug ein Vorzugspreis von jährlich 60 Złoty.

Parallel dazu erscheint als Beilage *Der Westpreuße / Lands-
mannschaftliche Nachrichten*. Der Bezugspreis eines
entsprechenden Gesamtabonnements beträgt halbjährlich
oder jährlich € 36,- bzw. € 72,-, im Ausland jährlich € 80,-.
Für Privatpersonen in Polen gilt bei Direktbezug hier
ebenfalls ein Vorzugspreis, und zwar von jährlich 120,- Złoty.

Die MwSt. ist mit 7% enthalten. Bestellungen beim Verlag.
Der Bezug kann nur mit einer Frist von mindestens drei
Monaten zur Mitte oder zum Ende des Kalenderjahres
gekündigt werden. Bei Nichtbelieferung bestehen im Fall
höherer Gewalt keine Ansprüche gegen den Verlag. Mit
Namen oder Kürzeln gezeichnete Artikel geben nicht in jedem
Falle die Meinung des Verlages oder der Redaktion wieder.
Nachdruck nur mit Genehmigung des Verlages. – Zurzeit gilt
die Anzeigenpreisliste Nr. 2.

Autorinnen und Autoren

Dr. Mariusz Balcerek ist Mitarbeiter der Öffentlichen Wojewodschaftsbibliothek »Kopernikus-Bücherei« in Thorn. Seine Forschungsinteressen beziehen sich im Allgemeinen auf die Militärgeschichte der Neuzeit (vom 16. bis zum 18. Jahrhundert). Er publizierte u. a. in der »Militärgeschichtlichen Zeitschrift«, den »Studia Slavica et Balcanica Petropolitana« und in »The Journal of the Institute of Latvian History«. Seit 2011 ist er Redaktionssekretär und Fachredakteur der wissenschaftlichen Zeitschrift »Folia Toruniensia«.

Artur Dobry ist Kunsthistoriker; nach seinem Studium an der Adam-Mickiewicz-Universität in Posen wurde er 1987 in der Abteilung für Burggeschichte des Schlossmuseums in Marienburg angestellt; von 2002 bis 2013 war er Leiter der Geschichtsabteilung. Derzeit arbeitet er als Kurator für historische Forschung und Sammlungen. Sein Forschungsinteresse konzentriert sich auf die Geschichte der Restaurierung der Marienburg im 19. und in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts.

Dr. Alexander Kleinschrodt studierte Musikwissenschaft, Kunstgeschichte und Germanistik; er arbeitet als freier Kulturwissenschaftler und Autor; zudem übernimmt er regelmäßig Lehraufträge an der Universität Bonn. Seit 2018 ist er Vorstandsmitglied der Westpreußischen Gesellschaft.

Dr. Adrian Mitter ist Historiker mit Schwerpunkt Zentral- und Osteuropa im 20. Jahrhundert. Seine Forschungsinteressen liegen auf den Gebieten der transnationalen Geschichte, Geschichte der Medizin, Universitäts- und Alltagsgeschichte. Seine Veröffentlichungen zur Danziger Geschichte sind auf Deutsch, Polnisch und Englisch erschienen; er ist Post-Doctoral Fellow am Anne Tanenbaum Centre for Jewish Studies der University of Toronto. Dort promovierte er mit einer Arbeit über die Freie Stadt Danzig.

Magdalena Pasewicz-Rybacka ist Doktorandin an der Fakultät für Geschichte der Universität Danzig; ihre kulturwissenschaftlichen Forschungsinteressen richten sich bevorzugt auf Themen, die historisch im 19. und 20. Jahrhundert und regional im Gebiet der ehemaligen Provinzen West- und Ostpreußen angesiedelt sind.

Annegret Schröder studierte Germanistik, evangelische Theologie und Pädagogik, zudem Ausbildung zur Verlagskauffrau; tätig als Gymnasiallehrerin an einer privaten Wirtschaftsschule. Seit 2016 ist sie Mitglied im Stiftungsrat der Kulturstiftung Westpreußen.

Bartosz Skop studierte Geschichte an der Danziger Universität und der Julius-Maximilians-Universität Würzburg; Autor von Orgelbeschreibungen des ehemaligen Ost- und Westpreußen und Aufsätzen zur Kirchen- und Orgelbaugeschichte dieser Region; nach dem Abschluss seines Master-Examens arbeitet er gegenwärtig am Schloss-Museum in Marienburg.

Lic. theol. Barbara Wolf-Dahm studierte Katholische Theologie, Geschichte und Pädagogik in Mainz und war danach als Fachreferentin in der Deutschen Nationalbibliothek Frankfurt am Main und in der Universitätsbibliothek Augsburg tätig. Seit ihrem Studium befasst sie sich mit der ost- und westpreußischen Landesgeschichte. Zu ihrem Forschungsschwerpunkt der Zeit ab 1772 hat sie diverse Beiträge publiziert.

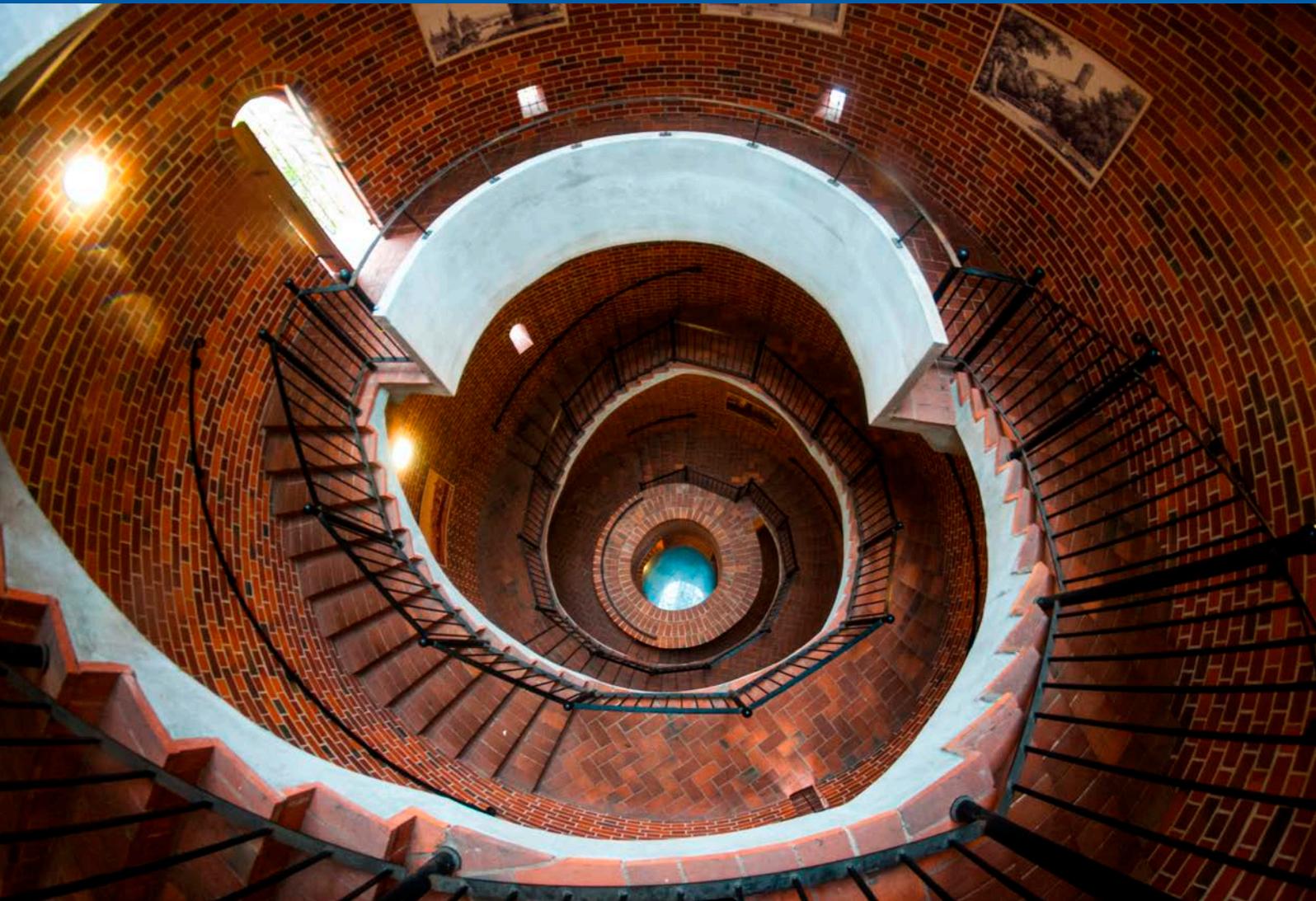


FOTO: XDZONOX VIA WIKIMEDIA.ORG CC BY-SA 4.0

Seit nunmehr fast zehn Jahren ist Graudenz um eine – buchstäblich herausragende – Touristenattraktion reicher. Deren Beliebtheit hat denjenigen Recht gegeben, die sich dafür eingesetzt hatten, auf dem Schlossberg einen Aussichtsturm zu errichten, denn von hier aus hat man jetzt nicht nur eine phantastische Sicht auf die Anlage der Stadt und ihre historischen Gebäude sowie auf die gemächlich dahinströmende Weichsel, sondern kann auch unter besten Bedingungen in weiter Ferne sogar Kulm oder Schwetz ausmachen.

Haben die Besucher das großartige Panorama ausgiebig erkundet und wollen wieder hinuntersteigen, wird ihr Blick – wie derjenige unseres Photographen – durch die Abwärtsspirale des Treppenverlaufs geradezu magisch hinab in die Tiefe bis zu einem hellleuchtenden zentralen Punkt angezogen: Hier befand sich das Verlies des damals 30 Meter hohen Bergfrieds, der innerhalb der Deutsch-

ordensburg Ende des 13. Jahrhunderts errichtet worden war; und hier musste einst auch der in der Schlacht von Tannenberg ungetreue Kulmische Ritter Nicolaus von Renys bis zum Mai 1411 auf seine Hinrichtung warten.

Zahlreiche Schautafeln mit großen Reproduktionen werden im Aufgang gezeigt, und sie informieren über die Geschichte des Turms, der schließlich am 5. März 1945 von der Wehrmacht gesprengt worden war. Reste des Gemäuers blieben über Jahrzehnte unter einem Erdhügel verborgen. Eine originalgetreue Rekonstruktion wurde nicht erwogen, stattdessen entstand 2014 an dieser Stelle ein nüchterner Funktionsbau aus Ziegeln und Stahlbeton, der nun die Erinnerung an ein bauliches Zeugnis der Ordenszeit wachhält und zugleich die Möglichkeit eröffnet, einen prächtigen Ausblick auf Stadt und Land zu genießen.

st Ursula Enke